



STADT EHINGEN (DONAU)

## Bürgerhaus Oberschaffnei

Bürgerhaus  
Oberschaffnei

Bürgerhaus Oberschaffnei  
Schulgasse 21  
89584 Ehingen





Abbildung:  
Eingang Oberschaffnei.

## Inhaltsverzeichnis

<b>Grußwort des Oberbürgermeisters</b>	4
<b>Die Geschichte der Oberschaffnei</b>	
Vom Urspringer Klosterhof - Dr. Ohngemach, Stadt Ehingen	6
Schaffneibauer Egle - Johannes Lang, Museumsgesellschaft	16
<b>Der Umbau der Oberschaffnei zum Bürgerhaus</b>	
Planung und Realisierung - Alexander Deusch, Stadt Ehingen	19
Historische Bauforschung - Andrea Kuch, Büro für Bauforschung und Baudokumentation	26
<b>Ausblick</b>	
Bürgerhaus Oberschaffnei	30
<b>Geschichten um die Oberschaffnei</b>	
Erinnerungen von Ehinger Bürgerinnen und Bürgern - zusammengestellt von Johannes Lang, Museumsgesellschaft	31



## Grußwort des Oberbürgermeisters

Liebe Ehingerinnen, liebe Ehinger,

heute darf ich Ihnen Ihr Haus übergeben!

Dies meine ich im wörtlichen Sinne, denn das „Bürgerhaus Oberschaffnei“ ist ein Haus der Bürger und steht allein Ihnen zur Verfügung.

Ich lade Sie ein, Ihr Haus bei einem ersten Rundgang nach dem Umbau zu erkunden. Dieses Heft begleitet Sie dabei. Das denkmalgeschützte Gebäude birgt so manche Überraschung – schließlich sind im Laufe von mehreren hundert Jahren unzählige Menschen in dieses Haus eingetreten, haben es besucht oder darin gewohnt, haben hier gearbeitet, es ihren Bedürfnissen angepasst. Es war ein Ort vielfältiger Begegnungen. Einige von Ihnen erzählen in diesem Heft ihre ganz persönliche Geschichte, die sie mit der Oberschaffnei verbinden.

Der Umbau war eine Herausforderung. Der Stadt Ehingen als Bauherrin und den Planern ist es jedoch gelungen, den heutigen Ansprüchen an Funktionalität und Ästhetik gerecht zu werden. Sie sind dabei sehr behutsam mit den Spuren der Vergangenheit umgegangen, so dass Altes und Neues harmonisch ineinander greifen.

Liebe Bürgerinnen und Bürger, Sie bekommen ein Haus mit vielfältigen Möglichkeiten. Nehmen Sie es mit in die Hand, die Oberschaffnei zu einem neuen Ort der Begegnung in Ehingen zu machen und sie mit Leben zu füllen. Ich wünsche Ihnen zahlreiche schöne Stunden und interessante Begegnungen in Ihrem Bürgerhaus.

Ihr

Oberbürgermeister



Schulgasse mit ehemaliger Volksschule und Oberschaffnei, aufgenommen um 1960.

## Die Geschichte der Oberschaffnei

### Vom Urspringer Klosterhof oder der sogenannten Oberschaffnei

von

Ludwig Ohngemach

Zweifellos gehört das Gebäude, das heute unter der Bezeichnung „Oberschaffnei“ bekannt ist, zu den bedeutendsten historischen Bauten der Ehinger Altstadt. Noch heute dominiert der dreigeschossige und überbreite Baukörper die Schulgasse. Und zusammen mit dem benachbarten Hof der Reichsabtei Salem, der sogenannten Vogtei oder dem Haus des Syndikus der Schwäbischen Reichsritterschaft trug er mit dem längst verschwundenen Renner'schen Hof maßgeblich zur historischen Bedeutung bei, die dem Gänsberg seit dem 13. Jahrhundert zukam.

### Klosterhof

Bereits seit Anfang des 14. Jahrhunderts bemühten sich die Benediktinerinnen von Urspring um ein Haus oder eine „Herberge“ in Ehingen. 1319 räumten die Grafen Ulrich und Konrad von Berg, Vater und Sohn, zur Förderung ihres Seelenheiles dem Kloster das Recht ein, in Ehingen ein Haus zu erwerben. Die Klosterfrauen sollten das Vorrecht haben, dorthin ihr Gut zu treiben oder tragen, ohne dass sie ihnen als Stadtherrn oder der Stadt selbst Dienste leisten mussten. Es sollten also von dort aus die umliegenden Besitzungen des Klosters verwaltet werden und Güter ohne Abgaben in die Stadt und wieder heraus gebracht werden können. Wenig später hat das Kloster dann „in der Neustadt auf dem Gänsberg“ „von der Ruhinen“ ein Anwesen gekauft, das Graf Konrad von Berg im Frühjahr 1320 noch einmal ausdrücklich und mit Zustimmung von Ammann und Räten der Stadt Ehingen von aller Steuer, Wacht, großem und kleinen Dienst befreit hat. Auch in späteren Jahren unterstützten die Grafen von Berg das Kloster mit seinem Hof in Ehingen.

So bestätigte Graf Konrad von Berg 1337 eine Reihe von Stiftungen von ihm, seinem Bruder sowie seinem Vater an die Klosterfrauen von Urspring zur Förderung ihres Seelenheiles. Weiterhin befreite er diese und andere Stiftungen von allen Belastungen wie Steuer, Wache, Zoll und Diensten. Hiervon war auch das Anwesen des Klosters auf dem Gänsberg betroffen, als dessen Nachbarn nun der „Kostentzer[s]“ und „Ruph Umman[s]“ genannt werden. Noch vor 1387 verkauften die Frauen dieses Haus und erwarben stattdessen Behausung und Hofstatt des Ehinger Bürgers und Juden Abraham von Vorchhaim, auf die sie die alten Freiheiten übertragen ließen. In späteren Jahren nutzte das Kloster mehrfach sich bietende Gelegenheiten zum Häusertausch. 1437 tauschte man mit dem benachbarten Stadtknecht Erhard Prög Haus und Hofstatt. Vierzig Jahre später, 1477, hoffte man erneut, sich auf diese Weise zu verbessern. Bei jeder Veränderung achtete man darauf, die Freiungen auf die jeweils neu erworbenen Häuser übertragen zu lassen. So findet man in einem Verzeichnis aller in und zu Ehingen gehörigen Feuerstätten, angelegt nach dem Stadtbrand von 1749, unter den „Stehende[n] privilegierte[n] Feürstätt[en]“ auch diejenige des „Hochadel[igen] Stüfft[s] Urspringen“. In der Folgezeit wird das Haus auf dem Gänsberg, das sich unweit der deutschen Schule befand, zur Lokalisierung anderer Gebäude immer wieder erwähnt.

Beim heutigen Gebäude handelt es sich um einen Neubau, entstanden am Ende des 17. Jahrhunderts, datiert durch die Jahreszahl 1687 auf dem Schlussstein des Südportals. An der Einfassung des Hauptportals dürfte, ablesbar durch seine hellere Färbung, bis zur Säkularisation ein Wappen des Klosters angebracht gewesen sein. Die Kassettendecken in drei nördlichen Zimmern im ersten Obergeschoß stammen wohl aus der Erbauungszeit. In diesem Bereich sind auch die Amtsräume der Klosterbeamten zu suchen.



Schlussstein, südliches Portal auf der Gartenseite mit der Jahreszahl 1687.



Hauptportal der Oberschaffnei mit nach 1945 ersetzten Gewändesteinen.

## Aufgaben

Neben seinem Schaffneigebäude konnte die Abtei im Laufe der Zeit in und um Ehingen weitere Güter, Gülten und Zinsrechte erwerben, die hier abzuliefern waren. Wie im Fall des etwas später eingerichteten Ulmer Pflughofs, wurden Getreidegülten und Geldzinse gesammelt und zum Teil auch vermarktet.

Auf Grund der Anordnung der Orte ist dem 1475 erneuerten Lagerbuch zu entnehmen, dass der Ehinger Pflughof für Allmendingen, Altbierlingen, Altheim, Berkach, Blienshofen, Dellmensingen, Dettingen, Griesingen, Heufelden, Laupheim, Mundingen, Nasgenstadt, Obersulmetingen, Pfrauinstetten, Rißtissen, Rottenacker, Schaiblishausen, Unterstadion, Volkersheim und Weisel zuständig war.

Das Amt des in Ehingen angesiedelten Schaffners, der die Bezeichnung Hofmeister oder Statthalter führte, war offenbar nicht sehr bedeutend und wurde wohl nicht hauptamtlich ausgeübt. Dementsprechend wird dieses Amt auch sehr selten erwähnt.

Ob auch der Ehinger Schaffner, wie offenbar sein Ulmer Kollege, gegenüber dem Kloster jährlich Rechnung ablegte, ist eher zweifelhaft.

Der Güterbesitz des Klosters wurde direkt von Urspring aus verwaltet. In der Anfangszeit geschah dies durch den Prior, später waren hierfür weltliche Beamte zuständig, die den Titel eines Hofmeisters führten. Soweit Geschäfte mit einer gewissen Bedeutung zu erledigen waren, wie sie etwa in den Ratsprotokollen der Stadt erscheinen, so wurde im Namen des Klosters jeweils der Hofmeister aktiv. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war dies zum Beispiel Christian Hölldobler. Nachdem in früherer Zeit die Urspringer Hofmeister aus dem Kreis der Lehensbauern des Klosters kamen, finden wir auf dieser wichtigen Verwaltungsstelle seit dem späteren 16. Jahrhundert zunehmend qualifiziertere Personen, unter denen sich auch Mitglieder Ehinger Familien befinden. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang z. B. Johann Konrad Senfflin. Im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts ist üblicherweise nur noch vom „Oberamt Urspringen“ die Rede. Und selbstverständlich wurden Meinungsverschiedenheiten etwa über die

niedergerichtlichen Befugnisse zu Nasgenstadt vom Magistrat, der im Namen des Spitals agierte, mit den Verwaltungsbeamten in Urspring abgeklärt.

## Säkularisation und Übergang in Privatbesitz

Der Konvent der Benediktinerinnen von Urspring unterstand als landständisches Kloster mit seinen Besitzungen Österreich als Landesherrn. Nachdem die Abtei 1802 noch der Säkularisation entgangen war, kam das Ende im Dezember 1805, als Habsburg im Frieden von Preßburg seine noch verbliebenen Gebiete in Südwestdeutschland verlor. Mit der Aufhebung der Abtei Urspring war auch das Ende seines Klosterhofes in Ehingen besiegelt. Dennoch sicherten Äbtissin und Konvent am 21. September 1805 ihrem Oberamtmann Josef Friedrich von Rom (1760-1829) und für den Fall seines Todes auch seiner Witwe ein lebenslanges Wohnrecht und zusätzlich jährlich 8 Klafter Brennholz zu. Zwei Monate später verkaufte das Kloster den Hof an von Rom, was später noch zu Schwierigkeiten mit den württembergischen Beamten führte. Im Güterbuch von 1810 erscheint von Rom, jetzt Oberamtmann in württembergischen Diensten zu Zwiefalten, als Besitzer des Anwesens, das auch über eine Stallung verfügte.

## Oberschaffnei der Universität Freiburg

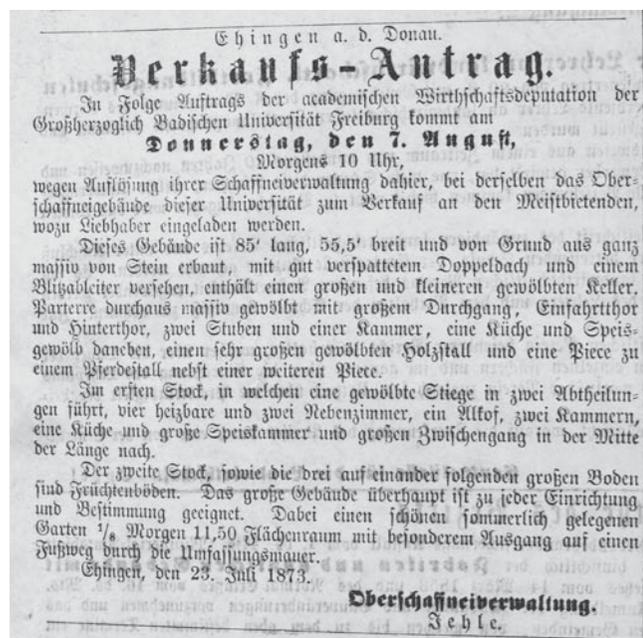
Mit Kaufurkunde vom 28. Dezember 1827 verkaufte der inzwischen pensionierte Oberamtmann von Rom seine dreistöckige Behausung Nr. 162 „auf dem Rennhof“ an die Großherzoglich Badische Universität Freiburg im Breisgau. Diese verfügte seit der Inkorporierung der Pfarrei St. Blasius in die Universität Freiburg im 15. Jahrhundert zur Verwaltung ihrer Besitzungen in und um Ehingen über Zehntscheuern und eine Schaffnei in der Stadt. Letztere lag „auf dem Trenkberg“ und wurde beim Stadtbrand 1749 zerstört. Man behalf sich dann mit Provisorien, die erst mit dem Kauf des Gebäudes auf dem Gänsberg

1827 ein Ende fanden. Dieses wurde namens der „Hohen Schule Freiburg“ durch deren Bevollmächtigten Johann Baptist Seifriz, Schaffneiverwalter zu Ehingen, zum Preis von 3.800 Gulden erworben.

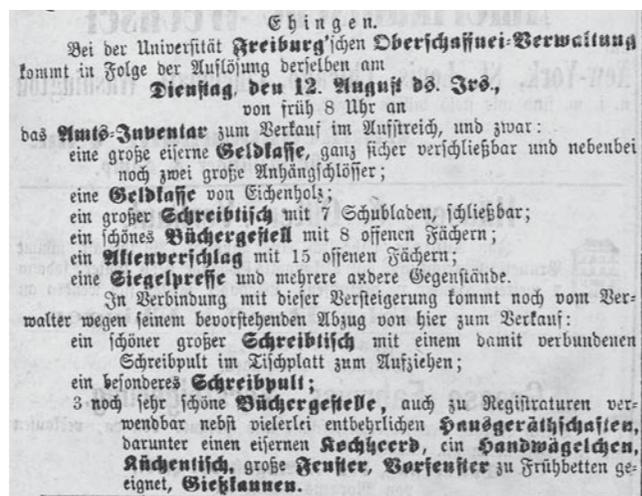
Das „Schätzungs- und Classifications Protokoll“ zur Gebäudebrandversicherung aus dem Jahre 1866 gibt Aufschluss über die seinerzeit vorhandenen Räumlichkeiten. Demnach befanden sich im Souterrain zwei gewölbte Keller, im Erdgeschoss zwei beheizbare und fünf unbeheizbare Zimmer mit gewölbten Decken. Im ersten Obergeschoss waren vorhanden: sieben Zimmer, von denen vier heizbar waren, weiterhin zwei Kammern und eine Küche. Das zweite Obergeschoss war nicht unterteilt und diente als Fruchtschütte. Darüber befanden sich dann noch drei Dachböden. In dieser Zeit amtierte hier der Oberschaffneiverwalter Johann Baptist Seifriz, der wohl um 1833 von Johann Nepomuk Jehle abgelöst wurde. Im Herbst 1838 bestätigte der Stadtrat Jehle, dass er „ein gutes Prädikat [Ruf] und ein Vermögen von einigen 1000 f [Gulden] besitzt[t]e“. Aber schon wenig später, im Januar 1839, verurteilte ihn das Oberamtsgericht in Biberach wegen „injuriösen [beleidigenden] Ausfällen gegen den vormaligen Oberamtsgerichtsverweser Mast in Ehingen“, die in einer Eingabe an das dortige Gericht enthalten waren, zu einer Strafe von 10 Reichstaler.

Neben der Einziehung der Abgaben, die der Universität zustanden, war die Oberschaffneiverwaltung mit Oberschaffneiverwalter Jehle an der Spitze auch mit dem Unterhalt der Liegenschaften, die der Universität in Ehingen gehörten oder für die sie die Baulast zu tragen hatte, befasst. In den 1840er Jahren hatte er sich vor allem um die Zehntscheuer, die neben dem städtischen Kornhaus am Tränkberg stand, zu kümmern. Diese wies in diesen Jahren offenbar immer wieder gravierende Baumängel auf. Daneben hatte die Universität als Inhaberin des Patronats für den Unterhalt des Pfarrhauses bei St. Blasius zu sorgen.

Mit Ablösung der Grundlasten, Gülten und Zehnten 1848/49, waren Schaffner und Schaffnei



Verkaufsanzeige für das Oberschaffneigebäude, erschienen im „Volksfreund für Oberschwaben“ vom 25. Juli 1873.



Verkaufsanzeige für das Amtsinventar aus der Oberschaffneibau, erschienen im „Volksfreund für Oberschwaben“ vom 5. August 1873.

entbehrlich geworden. Dennoch wurde das Gebäude zunächst noch beibehalten, das weiterhin der nun pensionierte Oberschaffner Jehle bewohnte. Am 25. Juli 1873 erschien dann im „Volksfreund für Oberschwaben“ eine erste Ankündigung zur Versteigerung des Schaffneigebäudes an den Meistbietenden, die am 7. August morgens 10 Uhr stattfinden sollte. Wenige Tage später wurde die Versteigerung des „Amtsinventars“ für den 12. August angekündigt.

### Im Besitz von Stadt und Stiftung

Auf Beschluss der Stiftungskollegien wurde an die Oekonomieverwaltung der Universität Freiburg der Antrag gestellt, der Stadtgemeinde das Oberschaffneigebäude zu verkaufen, da die Oberschaffneiverwaltung in der nächsten Zeit aufgehoben würde, die Stadt aber in naher Zukunft die Volksschule erweitern müsse. Nachdem die Universität zum Verkauf bereit war, kam man im Verlauf der weiteren

Beratungen zu dem Schluss, dass das Anwesen sich sehr gut für Schulzwecke eigne und sich zudem in sehr gutem baulichem Zustand befinde. Für die bevorstehende Versteigerung wurde dann eigens eine Kommission gebildet. Diese konnte dann tatsächlich am 7. August das Gebäude mit zugehörigem Garten zum Preis von 10.150 Gulden ersteigern, wobei der Kaufpreis zur Hälfte von dem der Stiftung inkorporierten Schulfond und zur Hälfte von der Stadtgemeinde aufgebracht wurde. Letztere behielt sich allerdings die Rückforderung ihres Anteils vor, sofern sich zu einem späteren Zeitpunkt ergeben sollte, dass die Schulstiftung den gesamten Kaufpreis aufbringen könne. Und tatsächlich, 1887 wurde dieser Anteil gegen eine Bauschuld der Stadt an die Stiftung aufgerechnet. Auch die Ankaufkosten teilten sich Stadt und Stiftung zur Hälfte.

Im Oktober beschloss der Stiftungsrat, die im Gebäude befindliche Wohnung mit dem zugehörigen Garten zu vermieten. Dieser sollte später, wenn das Gebäude als Schule genutzt würde, zum Teil als „Tummelplatz für die Kinder“ sowie zum kleineren Teil als Gemüsegarten für den im Hause wohnenden Lehrer dienen.

### Nutzung als Schulgebäude – Fortbildungsschule für Mädchen

Seit September 1874 sind Bemühungen um die Errichtung einer freiwilligen Fortbildungsschule für Mädchen zu belegen, jedenfalls stand dieses Thema auf der Tagesordnung des Lehrerkonvents und des Ortsschulrats. Diese Schule, für die ein eigener Lehrer abgestellt werden sollte, war für Mädchen vom 12. bis 16. Lebensjahr gedacht. Ab wann unterrichtet wurde, ist nicht bekannt, aber bereits am 17. und 18. April des Folgejahres fand in der Fortbildungsschule eine Visitation statt und wenige Tage später, am 30. April 1875, war der Lokalpresse zu entnehmen, dass für die „neu errichtete weibliche Mittelschule“ mit dem Lehrer Constantin Wieland von Mühlheim bei Tuttlingen ein hervorragender Mann gewonnen werden konnte. Nachdem man bisher mit einem Provisorium hatte zurecht kommen müssen,

konnten die Schülerinnen der „Mädchen-, Mittel- und Fortbildungsschule“ am 11. Mai eigene Räumlichkeiten in der Oberschaffneibau beziehen. Aus diesem Anlass wurde auch der neuernannte Lehrer Wieland in der Lokalpresse nochmals eingehend vorgestellt und die „hohen hellen Zimmer“ sowie die „splendide Ausstattung“ gerühmt. Im Frühjahr 1876 bemühte sich die Stiftung um einen Staatsbeitrag und in einer Sitzung des Stiftungsrates wurde über das bisher Erreichte berichtet. Demnach besuchten damals 20 Schülerinnen die weibliche Fortbildungsschule, wobei die meisten zuvor die Mittelschule für Mädchen absolviert hatten.

Neben der weiblichen Fortbildungsschule wurden die Räumlichkeiten in der Oberschaffneibau auch für Industrieunterricht und Mittelschule genutzt. Der Industrieunterricht (Nähunterricht) wurde seit 1880 von Ordensfrauen aus Sießen erteilt, die damals nach Ebingen berufen wurden und hier zudem eine Nähsschule einrichteten. 1884 war man mit dem Lehrerfolg der Schule nicht zufrieden, weshalb der Deutsch- und Französischunterricht verbunden und durch einen Fachlehrer erteilt werden sollte. Weiterhin entschloss man sich auf vielfachen Wunsch, einen Kurs im Kleider machen einzurichten, wozu eine weitere Schwester aus Sießen angestellt werden sollte. Das Schulgeld wollte man nun von 7 auf 14 Mark je Mädchen erhöhen. Diese Schule erscheint später auch unter dem Namen „Private höhere Töchterschule“. Vorstand war der jeweilige katholische Stadtpfarrer. Wohl ab 1881 erhielten die Sießener Schwestern für Unterkunft und Schulzwecke große Teile der Oberschaffneibau zur Verfügung gestellt. Inzwischen erteilten die Schwestern auch Handarbeitsunterricht an der Volksschule, führten eine Nähsschule für schulentlassene Mädchen und erteilten Privatunterricht in Französisch und Musik.

Es überrascht nicht, dass in diesen Jahren immer wieder Bauarbeiten in der Oberschaffneibau nötig wurden. 1875 erfolgten durchgreifende Erneuerungsarbeiten im Parterre (Erdgeschoss) und im ersten Obergeschoss.



Luftbild nach Nordosten 1926 mit Zementwerk

Im Herbst 1877 beschloss der Stiftungsrat, für den Ausbau des zweiten Obergeschosses zu einer Wohnung mit fünf Zimmern 2.000 Mark bereit zu stellen. Bis Anfang 1884 war die Wohnung im zweiten Stock (1. OG) vermietet, wurde dann aber für Schulzwecke benötigt. Auch 1893 ist hier im zweiten Stock (1. OG) neben den Schulzimmern eine Lehrerwohnung vorhanden, während im dritten Stock (2. OG) drei Schwestern aus Sießen untergebracht waren. Die erwähnte Lehrerwohnung scheint noch 1894 der bereits bekannte Lehrer an der Mädchenschule, Constantin Wieland, als Dienstwohnung genutzt zu haben.

1904 sollten in den Weihnachtsferien in zwei der Räume, die von der Schule genutzt wurden, Fußböden erneuert werden. 1905 genehmigte der Gemeinderat die Anschaffung eines Badeofens und einer Badewanne für die Lehrschwestern. Weitere Reparaturen wurden nach einem „Augenschein“ (Lokaltermin) auf den Weg gebracht.

Auf eine neue Grundlage wurde die Fortbildung der Mädchen gestellt, als am 3. Oktober 1907, maßgeblich auf Betreiben des damaligen Stadtpfarrers Max Ströbele, eine **private, freiwillige weibliche**

**Fortbildungsschule** eröffnet wurde. Schon zu Beginn konnte sie 20 Schülerinnen vorweisen. Neben hauswirtschaftlichen Fächern wurden bald auch Kurzschrift, Maschine schreiben und einfachere Buchführung unterrichtet. Außerdem erteilte eine Schwester auf Wunsch privaten Musikunterricht. Auch im Realkatalog von 1908 ist unter den Ehinger Schulen weiterhin die höhere Töchterschule zu finden, die offenbar nach wie vor bei Mädchen, die bereits aus der Schule entlassen worden waren, Anklang fand.

Im Herbst 1910 suchte die Vorsteherin der Lehrschwestern beim Gemeinderat um die Erlaubnis nach, in einem Zimmer der Oberschaffnei auf eigene Kosten eine Hauskapelle einrichten zu dürfen, was ihnen auch zugestanden wurde. Die Fertigstellung der Kapelle in einem Raum auf der Südseite im mittleren Stock (1. OG) war für Weihnachten vorgesehen. Damals waren hier in der Schule acht Schwestern und vier Schwesternkandidatinnen tätig.

In der Folgezeit scheint der Zuspruch zu dieser privaten Schule, die 1912 offiziell als „Katholische Fortbildungsschule“, landläufig aber auch als „Höhere Töchterschule“ bezeichnet wurde, stark abgenommen zu haben. 1931 stand sie auf Grund der geringen Schülerzahl vor dem Ende. Jedenfalls teilte die Schulschwesternkongregation in Sießen am 26. März 1931 dem Gemeinderat mit, dass für das kommende Schuljahr lediglich sechs Schülerinnen für die Fortbildungsschule zu erwarten seien und sie es für nicht zweckmäßig erachteten, hierfür eine eigene Lehrkraft zu unterhalten. Dem Antrag auf Aufhebung stimmten die Gemeindeglieder allerdings nicht zu, vielmehr wurde die Schule ab 1931 in eine hauswirtschaftliche Abteilung und als Ergänzung hierzu mit einer Abteilung für Kurzschrift, Maschine schreiben und Buchführung gegliedert. In der Folgezeit scheinen sich die Schülerinnenzahlen wieder erholt zu haben, denn Anfang 1933 übernahm die Stadt Kosten für Elektroinstallationen, „um den Schülerinnen in der weiblichen Fortbildungsschule im Bügeln und Kochen etwas Zeitgemäßes

bieten zu können“. Und Ende 1933 beschloss der Finanzausschuss des Gemeinderats auf Antrag des katholischen Stadtpfarramtes die Anschaffung eines neuen Kochherdes für den Kochunterricht, der in der Küche in der Oberschaffnei stattfand.

Eine wichtige Rolle für den zeitweisen Niedergang der Schule scheint gespielt zu haben, dass man seit der zweiten Hälfte der 1920er Jahre zunehmend der Meinung war, dass für Mädchen eine Hauswirtschaftsschule als Weiterbildungsmöglichkeit nach Absolvierung der Volksschule notwendig sei. Dort sollten ihnen, neben theoretischem Unterricht, „vor allem praktische Kenntnisse im Kochen, Waschen, in der Kinderpflege, überhaupt in sämtlichen im Haushalt vorkommenden Arbeiten beigebracht werden“. Man sah es als öffentliche Aufgabe an, auf diese Weise „die seelischen und sittlichen Kräfte zu wecken und zu vertiefen“. Nach einigem Hin und Her, wobei sich zuletzt auch die aktuellen politischen Umwälzungen bemerkbar machten, berichtete Bürgermeister Dr. Henger im Herbst 1934 dem Gemeinderat von der Gründung eines Zweckverbandes zur Errichtung der Hauswirtschaftsschule. Nachdem noch fehlende Einrichtungsgegenstände erworben wurden, konnte diese dann am 1. November 1934 in der Volksschule eröffnet werden.

### Kirchliche Musikschule

Seit Frühjahr 1934 nutzte dann noch eine kirchliche Musikschule Räume in der Oberschaffnei, die bisher als Wohnung eingerichtet und vermietet gewesen waren. Entstanden aus kirchenmusikalischen Kursen, die Pfarrer Eugen Keilbach (1862-1937) seit 1929 an seinem früheren Wirkungsort Ummendorf veranstaltet hatte, entwickelte sie sich zu einer ständigen Einrichtung. Als Nachfolger von Pfarrer Keilbach verlegte der Kirchenmusiker Hugo Treiber (1894-1979), der 1934 als Nachfolger von Georg Zoller nach Ehingen kam, die Schule an seinen neuen Wirkungsort. Immerhin konnten den Schülern damals

für den Unterricht drei Orgeln zur Verfügung gestellt werden. 1949 wurde die Schule nach Rottenburg verlegt und existiert dort heute als Hochschule für Kirchenmusik der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

### Sitz der Kreisleitung der NSDAP

Das vorläufige Ende der Oberschaffnei als Schulgebäude kam schnell und für die Beteiligten überraschend. Im Herbst 1937 gelangte Kreisleiter Zirn (1892-1943) zu der Überzeugung, dass die bisher genutzten Räumlichkeiten im Hopfenhaus für die zahlreichen Abteilungen der Kreisleitung der NSDAP nicht ausreichend seien. Nach einem ersten Vorstoß bei Bürgermeister Dr. Henger, der offenbar kein Ergebnis brachte, erschien er wenige Tage später am 23. September persönlich im Gemeinderat mit der Forderung, hierfür das Oberschaffneigebäude zur Verfügung zu stellen. Den bisherigen Nutzern, Kirchenmusikschule und Frauenarbeitsschule sowie den Lehrschwestern der Handarbeitsschule, solle umgehend gekündigt werden. Bürgermeister Dr. Henger erklärte sich hierzu grundsätzlich bereit, äußerte aber Bedenken wegen der kurzen Frist für die geplante Änderung. Außerdem verwies er auf den Umstand, dass für notwendige bauliche Maßnahmen im städtischen Haushalt keine Mittel vorgesehen seien. Da Zirn dessen ungeachtet darauf bestand, dass das Gebäude am 1. November zur Verfügung gestellt werde, mussten die bisherigen Nutzer ihre Räume abgeben. Daran hat auch ein Schreiben von Superior Dieterich an Bürgermeister Dr. Henger nichts mehr geändert, in dem er auf die vielfältigen und langjährigen Leistungen der Sießener Ordensschwestern im Schulwesen der Stadt hingewiesen hat. Die Oberschaffnei wurde dann bis Kriegsende von der Kreisleitung der NSDAP und ihren Dienststellen genutzt.

In der Folgezeit stellte die Stadt der Fortbildungsschule die ehemalige evangelische Volksschule, in der heutigen städtischen Galerie, als Ausweichquartier zur Verfügung. Dass es den neuen Machthabern aber auch um die Ausschaltung unliebsamer Konkurrenz

ging, lässt sich daran ablesen, dass am 21. März 1939 die seit 1931 bestehende kaufmännische Abteilung (Abt. Handelsfach) der privaten Fortbildungsschule durch Erlass des Kultministers geschlossen werden musste. Die durchschnittlich 20 bis 25 Schülerinnen sollten künftig auf die gewerbliche und kaufmännische Berufsschule ausweichen. 1940 musste dann auch das Schulgebäude dem weiblichen Arbeitsdienst zur Verfügung gestellt werden. Weitere Lehrtätigkeit der Schwestern wurde unterbunden.

### Sitz der Stadtverwaltung

Nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen, der endgültig am Morgen des 23. April 1945 erfolgte, musste das Rathaus geräumt werden. Bürgermeister und Teile der städtischen Verwaltung wichen in die Oberschaffnei aus. Nach der Ablösung der amerikanischen durch französische Truppen wurde deren Gouvernement im Rathaus untergebracht, bis dieses unter dem Gouverneur Noutary im September 1945 in das Haus Bottenschein verlegt wurde. Das Rathaus blieb aber weiterhin von den Besatzungsbehörden blockiert, und noch im November 1947 entschloss sich der Rat den Dachboden der Oberschaffnei ausbauen zu lassen, wodurch drei weitere Schulsäle gewonnen werden konnten. Für den Fall, dass später das Rathaus wieder frei, also die Verwaltung wieder dorthin umgezogen sei, sollten hier die Mädchenklassen der Volksschule einschließlich der Handarbeitsschule untergebracht werden. Erst zum 1. Dezember 1949 wurde das Rathaus von der französischen Besatzungsmacht freigegeben, sodass die städtischen Verwaltungsbehörden wieder an ihren angestammten Platz zurückkehren und die Oberschaffnei räumen konnten.

### Frauenarbeitsschule

In der Zwischenzeit war die Frauenarbeitsschule bereits 1946, zunächst im alten Finanzamt auf dem

Gänsberg (Gänsberg 3), als staatlich genehmigte Schule wiedereröffnet worden. Leitung und Lehrerinnen der Schule kamen vom Kloster Sießen, wobei auch die Schwestern vorübergehend im alten Finanzamt wohnten. Nach Räumung der Oberschaffnei konnten sie an Neujahr 1950 wieder in ihr altes Domizil einziehen. Aber noch im Adressbuch des Jahres 1950 findet man unter der Schulgasse 21 die Stadtverwaltung sowie das städtische Wohnungsamt.

Ab dem Frühjahr 1955 konnte zum bisherigen Handarbeitsunterricht der bisher zur vollausgebauten Frauenarbeitsschule noch fehlende, hauswirtschaftliche Unterrichtsteil angeboten werden. Da damals auch die bisher von der katholischen Volksschule benötigten Räume frei wurden, konnte die Hauswirtschaftsschule in die Oberschaffnei, ins Obergeschoss, einziehen. 1966 erfolgte die staatliche Anerkennung der Frauenarbeits- und Haushaltsschule.

Im Dezember 1971 beschloss der Generalrat im Mutterhaus Sießen, die sechs noch in Ehingen tätigen Schwestern wegen Personalmangels abzurufen. Ihre feierliche Verabschiedung erfolgte am 23. Juli 1972. Gleichzeitig wurde nun die städtische Frauenarbeitsschule aufgelöst. Die Hauswirtschaftliche Berufsfachschule (Haushaltungsschule) wurde künftig von der damaligen Kreisberufsschule übernommen. Abend- und Tagesnähkurse wurden von privater Seite weitergeführt. Außerdem hatte auch das Gymnasium seine Schülerinnen bisher in die Oberschaffnei zum Handarbeitsunterricht geschickt.

### Wechselnde Nutzungen

In der Folgezeit wurde das Gebäude von verschiedenen Einrichtungen der Stadt Ehingen genutzt. So war die **Stadtbücherei** über lange Jahre hier untergebracht. Nach ihrer Eröffnung am 2. Februar 1947 im Amtsgericht am Marktplatz, musste sie diese Räume bald räumen und fand zunächst im Erdgeschoss der Oberschaffnei Unterschlupf. 1978 wechselte sie in den ersten Stock, in die ehemalige Hauskapelle, bevor sie 1985 ein eigenes Gebäude am Burghof beziehen konnte.

Die 1969 gegründete seinerzeitige **Städtische Jugendmusikschule** war nach ersten Jahren in der Michel-Buck-Schule seit 1972 in der Oberschaffnei untergebracht. Mit der Fertigstellung der Räumlichkeiten im ehemaligen Franziskanerkloster bei der Liebfrauenkirche, fand sie dort ab dem Jahr 2000 eine neue Unterkunft.

(Der vollständige Aufsatz mit den zugehörigen Quellenverweisen wird in den „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Ehingen“ 2016 erscheinen.)

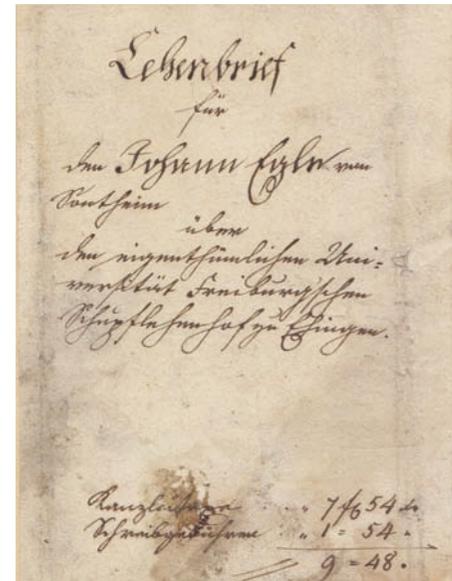
## Schaffneibauer Egle

von

Johannes Lang

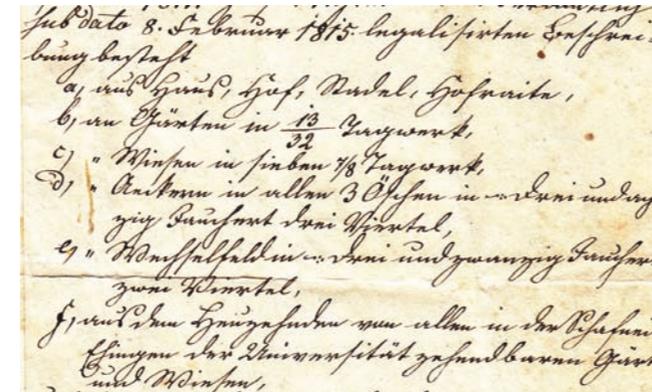


Auf dem Friedhof in Ehingen erinnert ein Grab an den einstigen Schaffneibauer Adolf Egle, 1870-1930. Dessen Großvater war Johann Egle aus Sontheim, der 1831 von der Universität Freiburg den Lehenbrief für den Schupflehenhof – genannt Hof und Gut St. Hieronymus zu Ehingen an der Donau gelegen – erhalten hatte. Der vorherige Lehensnehmer war Meinrad Wilhelm, der zu diesem Zeitpunkt noch lebte und dessen Tochter Crescenzia diesen Johann Egle zu heiraten beabsichtigte.



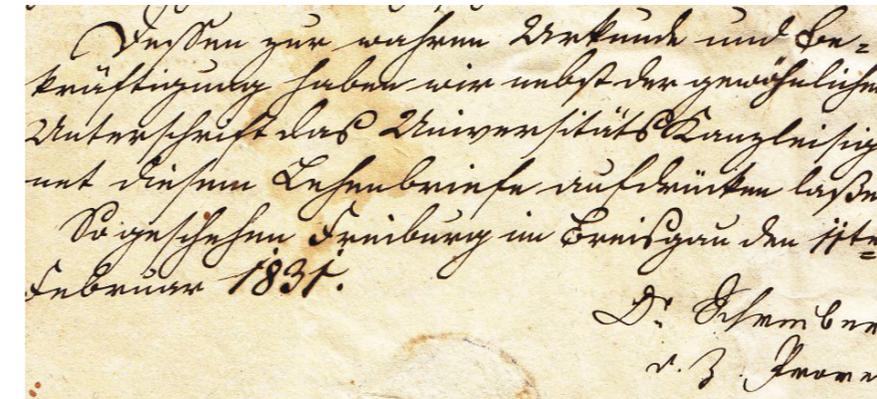
Lehenbrief für den Johann Egle von Sontheim über den eigenthümlichen Universität Freiburgischen Schupflehenhof zu Ehingen

Kanzleitaxe	7 fl 54 kr
Schreibgebühren	1 fl 54 kr
	<hr/> 9 fl 48 kr



sub dato 8. Februar 1815  
legalisirten Beschreibung besteht

- aus Haus, Hof, Stadel, Hofraite
- an Gärten in 13/32 Tagwerk
- „Wiesen in sieben 7/8 Tagwerk
- „Aeckern in allen 3 Öschen in drei und achtzig Jauchert drei Viertel
- „Wechselfeld in „drei und zwanzig Jauchert zwei Viertel
- aus dem Heuzehnden von allen in der Schafnei Ehingen der Universität zehendbaren Gärten und Wiesen.



Dessen zur wahren Urkunde und Bekräftigung haben wir nebst der gewöhnlichen Unterschrift das Universitäts Kanzleisignt diesem Lehenbriefe aufdrücken lassen. So geschehen Freiburg im Breisgau den 11ten Februar 1831 Dr. Schreiber d. Z. (derzeit) Prorector.

Ein Schupflehen, auch Fallehen genannt, wurde in der Regel nach dem Tod des Lehensnehmers neu verliehen, in diesem Fall aber noch zu Lebzeiten des bisherigen Lehensnehmers an den künftigen Schwiegersohn. Dafür musste dieser einen „Ehrschatz“, also eine Handänderungsgebühr, von 1205 fl 30 kr an die „Schafneicasse zu Ehingen“ entrichten. Die „Schafneicasse“ gehörte zur sogenannten Schaffnei, einer Verwaltungsstelle, die die Besitztümer der Universität Freiburg mit Hilfe eines „Schaffners“ verwaltete. Diese befand sich seit 1827 in dem einstigen Urspringer Hof in der Schulgasse. Dorthin mussten somit die Lehensnehmer ihre Abgaben, also Gülten und Zehnten, abliefern. Als der Hof später auf Johanns Sohn Andreas übergang, hatte die Lehensherrschaft mit der Revolution von 1848/49 geendet, und der Lehensnehmer konnte den Hof gegen entsprechende Abfindungszahlungen als Eigentum erwerben. Dieser Hof befand sich über all die Jahrzehnte und vielleicht sogar Jahrhunderte in der Schwanengasse, wo sich heute der Parkplatz eines Geldinstituts befindet. Von Andreas ging der Hof auf den Sohn Adolf über – siehe dessen Grabstein oben.



Das Foto zeigt in Bildmitte den Schaffneihof Egle in der Schwanengasse

Dessen Sohn Alfons, Jahrgang 1905, übernahm wiederum den Hof und, obwohl freies Eigentum, blieb bei der Bevölkerung die Tradition erhalten, dass er der Schaffnei- oder auch Schaffnerbauer war. Selbst bei dessen Sohn Alfons, Jahrgang 1935, blieb bei älteren Bewohnern und Bauernkollegen dieser Beinamen erhalten, obwohl dieser bereits 1960 auf den Rennweg zwischen B311 und Schlechtenfelder Straße ausgesiedelt war.

Damit dürfte dieser Hof und Gut St. Hieronymus einer der beiden Höfe von Ehingen gewesen sein, die schon im 16. Jahrhundert auf Anordnung der österreichischen Herrschaft der Universität Freiburg einverleibt wurden, so wie dies auch mit der Pfarrpfünde von St. Blasius, der ihr zugehörigen Mühle unterhalb der Pfarrkirche, der sogenannten Heckenmühle, dem Fischwasser in der Schmiech, einem Weiher außerhalb der Stadt und einem Weiher an der Schmiech und noch etlichen anderen Höfen in umliegenden Dörfern geschah.

Zur Verwaltung dieser Besitzungen und deren Ernteerträge unterhielt die Universität Freiburg schon ab 1525 einen Universitätsstadel beim städtischen Kornhaus auf dem Tränkberg und beschäftigte einen Verwalter, genannt „Schaffner“, für den es dort auch ein Wohnhaus gab. 1555/56 wurde dieser Stadel zwar renoviert, dennoch aber nach dem 30jährigen

Krieg vom Hl.-Geist-Spital in der Unterstadt ein großer steinerner Stadel als Zehentscheuer gekauft, der von der Bevölkerung „untere Zehentscheuer“ genannt wurde. Der bisherige Stadel samt Wohnhaus des Schaffners in der Oberstadt brannte beim großen Stadtbrand 1749 ab. Fortan brauchte man aber kein Wohnhaus mehr für den Schaffner, weil dieser nicht mehr hauptberuflich tätig war und anderweitig in Miete oder im Eigentum wohnte. Die „untere Zehentscheuer“ war dann sozusagen die untere Schaffnei. Doch 1827 konnte die Universitätsverwaltung den einstigen Urspringer Hof in der Schulgasse, der nach der Säkularisation 1806 sich rund 20 Jahre in Privatbesitz befand, erwerben und damit die obere Schaffnei, oder „Oberschaffnei“, errichten. Doch ist eine doppelte Bedeutung des Wortes dadurch gegeben, da der Schaffner von Ehingen zusammen mit dem jeweiligen Pfarrherrn von St. Blasius auch eine Befugnis über andere Universitätsschaffneien in der Umgebung hatte, so zum Beispiel über die in Warthausen und Essendorf bei Biberach sowie Neudorf bei Munderkingen, für diese also der „Oberschaffner“ war.

Aber diese Oberschaffnei war für die Universitätsverwaltung nur noch bis zum Jahre 1848/49 nötig, denn dann wurden die Gülten und Zehnten abgelöst. Der Oberschaffner mit Namen Jehle lebte weiterhin als Pensionär darin, bis 1873 die Stadt Ehingen das Gebäude für Schulzwecke erwarb.



## Der Umbau der Oberschaffnei zum Bürgerhaus

### Planung und Realisierung

#### Einleitende und übergeordnete Gedanken für die Entwurfsarbeit

Das 1687 in der Epoche des Barock als Klosterhof errichtete Verwaltungsgebäude weist eine strenge Ordnung in der Fassade auf. Dies und der massige Baukörper ergeben ein markantes, herrschaftliches, stadtbildprägendes Gebäude.

2014 stellt es sich, bedingt durch seine in die Jahre gekommene Optik und durch die etwas vom Marktplatz abgewandte Lage, leider nicht einladend sondern eher verschlossen, abweisend dar.

Mit dem Umbau in ein Bürgerhaus wurde diese Wirkung aufgehoben und es gilt nun das Denkmal mit neuem Leben und vielen interessanten, anziehenden Aktivitäten zu füllen.

Für die Ehinger Bürger wurde ein offenes Haus, welches das Miteinander, den Austausch und die Begegnung aller Generationen und Kulturen fördert, geschaffen.

Die Plattform der Lokalen Agenda 21 und die organisatorische Hilfe durch die

Verwaltung der Stadt Ehingen (Donau) bieten die Grundlage und den Rahmen für die weitere Entwicklung des Bürgerhauses.

Ziel des Bürgerhauses ist es, durch bürgerschaftliches Engagement und auf innovative Art und Weise für die Bürger der Stadt Ehingen vielfältige Angebote aufzubauen und dadurch einen wesentlichen Baustein des Stadtentwicklungskonzeptes umzusetzen.

Der bereits vor Jahren ins Leben gerufene und vor Ort eingerichtete Ehinger Tafelladen soll weiterhin sozial schwächer Gestellten und Bedürftigen durch verbilligte Abgabe von Waren und Lebensmitteln Hilfe geben.

Kinder aller Altersstufen und Herkunftsländer sollen in der Kinderkreativwerkstatt unter fachmännischer Anleitung gefördert werden. Die Kinder können sich an Kunstprojekten und Bastelaktionen beteiligen.

Das inklusive Café soll der Integration von Menschen mit Behinderung in das Arbeitsleben dienen und Raum für Begegnung ermöglichen.

Die neu geschaffenen Räume und ihre Anordnung im Gebäude optimieren die Abläufe der zukünftigen Aufgaben und weisen – im Sinne der Entwicklung, Umsetzung neuer Ideen - weitestgehend eine Multifunktionalität auf.



Bei allen Entwurfsgedanken galt es zu berücksichtigen, dass möglichst schonend mit der vorhandenen, denkmalgeschützten Bausubstanz umgegangen wird.

Aufbauend auf den Erkenntnissen der bauhistorischen Untersuchung sollte so viel wie möglich erhalten bleiben.

Wegen des Brandschutzes und der behindertengerechten Zugänglichkeit musste außenliegend ein Erschließungsbauwerk angeordnet werden.

Die vorhandenen, wertvollen Gewölbe und Deckenkonstruktionen ließen innerhalb des Denkmals keine alternative Lösung zu.

#### **Erforderliche Untersuchungen / Ergebnisse / Maßnahmen für die Planung und den Bau**

Nach der Auslagerung des noch verwendbaren Inventars und anschließender Entrümpelung wurden Öffnungen in Decken und Wänden für die Überprüfung der vorhandenen Konstruktionen und verarbeiteten Materialien vorgenommen.

Die Untersuchung und Nachberechnung der Tragfähigkeit der Decken ergaben, dass sie für die vorgesehene öffentliche Nutzung ausreichend ist.

Im Zuge der Baumaßnahme stellte sich heraus, dass größere Schadstellen im Bereich der Decken vorhanden waren. Teilweise wurden wegen neuzeitlicher Umbauten konstruktive Verstärkungen bei den Decken, Unterzügen und deren Ablastungen erforderlich.

Das größere Schadensbild erstreckte sich auf den Dachstuhl. Speziell die Traufbereiche mussten zeitintensiv und umfangreich saniert werden.

Das Gebäude wurde an die Versorgung mit Nahwärme aus der Holzhackschnitzelheizanlage beim Johann-Vanotti-Gymnasium angeschlossen. Für die herangeführte Nahwärme wurde eine Übergabestation mit integriertem Wärmetauscher eingebaut.

In diesem Zusammenhang wurde das Gebäude für die zukünftige Telefonie und EDV- Technik mittels Glasfaserkabel mit dem Rathaus Ehingen verbunden.

Ebenfalls erfolgte in diesem Zuge die Anbindung an die Stromversorgung über Erdkabel und die Erneuerung der Wasserzuführung.

Der Innen- und Außenputz wurde größtmöglich erhalten. Fehlstellen wurden aufgearbeitet, die Oberflächen wurden neu gefasst. Die teilweise an den Decken vorhandenen Stuckleisten waren zu restaurieren.

#### **Zum realisierten Entwurf**

Basierend auf dem in der Gemeinderatssitzung vom 23.01.2014 vorgestellten Raumkonzept und weiteren Detailklärungen, Besprechungen sowie auf dem Bauabschluss vom 08.05.2014 wurde das nachstehende Entwurfsergebnis umgesetzt.

Die Planung des beauftragten Architekturbüros Stemshorn wurde abgestimmt mit dem Landesdenkmalamt, der Baurechtsbehörde, dem Amt für Bildung, Jugend und Soziales und mit den Ansprechpartnern für die Lokale Agenda und des Ehinger Tafelladens, den Fachingenieuren sowie mit der Abteilung Hochbau des Stadtbauamtes.

#### **Untergeschoss**

Die beiden Gewölbekeller im Untergeschoss werden weiterhin als Lager und für die Haustechnik genutzt.

#### **Erdgeschoss mit Funktionsschwerpunkt Unterstützung, Hilfe und Organisation**

Die Besucher können das Gebäude von Norden – also von der Schulgasse aus – durch das schmuckvolle historische Steinportal und seine schwere, zweiflüglige kassettierte Eingangstüre mit frühklassizistischem (ab ca. 1770) Kerbschnittwerk betreten. Ebenso kann der Zugang über das südliche, einfacher gestaltete Portal gewählt werden.

Hier befindet sich auch der mit 5 m Abstand zum Giebel angeordnete neue Treppenhaus- und Aufzugsturm für die behindertengerechte und fluchtwegetechnisch ausreichende senkrechte Erschließung.

Bei den Eingängen werden zum Schutz vor Witterungseinflüssen verglaste Windfänge installiert.

Auf der Nordseite befinden sich links und rechts vom Flur zwei Büros.

Auf der Ostseite sind weiterhin die 2 Haupträume des Tafelladens untergebracht.

Auf der Westseite wurden die Sanitärräume, das Lager für den Tafelladen, die Garderobe und die Vorbereitungsküche, in welcher die gespendeten Lebensmittel kontrolliert und sortiert werden, realisiert.



Für den Fall, dass der Vorbereitungsraum bei Veranstaltungen im Freien mit einbezogen werden soll, ist die Nähe zum Garten und zum südlichen Eingang vorteilhaft.

Das vorhandene, innenliegende Treppenhaus wurde nach Aufarbeitung in Form und Lage unverändert belassen.

### 1. Obergeschoss mit Funktionsschwerpunkt Begegnung

Geprägt wird dieses Geschoss zum einen von der „Café-Zone“ mit Leseraum als quasi zentraler Bereich für offene Begegnungen. Angegliedert sind eine kleine Küche, ein Lager und ein Raum für spielende Kinder.

Die Aufenthaltsräume des Cafés sind zur guten Belichtung nach Süden und Osten ausgerichtet und bieten die Möglichkeit für interessante, neugierige Ausblicke auf die Stadt und in den Garten.

Die repräsentativen drei Räume entlang des Nordgiebels und der nach Osten anschließende Raum befinden sich in prominenter Lage zur Schulgasse und sind mit aufwändigen Täferdecken ausgestattet.

Hier wird die Anlaufstelle für Integration und Lokale Agenda eingerichtet sowie verschiedene Beratungsangebote für Bürgerinnen und Bürger.

Auf der Westseite sind zudem wieder Sanitärräume und das vorhandene, innenliegende Treppenhaus platziert.

### 2. Obergeschoss mit Funktionsschwerpunkt Fort-, Weiterbildung

Die Besonderheit auf diesem Stockwerk liegt darin, dass laut Bauforschung das 2. Obergeschoss ursprünglich über keine feste Wandbildungen bzw. keine geschlossenen Räume verfügte.

Die jetzt vorhandenen Wände stammen aus dem 19. Jahrhundert bzw. aus der Nachkriegszeit.

Markant sind auf diesem Geschoss zudem die kräftigen Holzsäulen, deren obere, vierseitige Aussteifungen (Kopfbänder) leider in der Vergangenheit entfernt und nun mit viel Aufwand wiederhergestellt wurden.

Auf dieser Etage wurden drei Seminarräume für jeweils ca. 12 bis 18 Personen und ein größerer Seminarraum für ca. 45 bis 50 Personen eingerichtet.

Um den ursprünglich offenen Raumcharakter etwas aufleben zu lassen, wurden Teile der neuzeitlichen Flurwände durch Glaswände ersetzt, die nun Einblicke in das Geschehen ermöglichen.

Eine kleine Teeküche, ein Lagerraum, Sanitärräume und das vorhandene, innenliegende Treppenhaus vervollständigen hier die Raumaufteilung.

### 1. und 2. Dachgeschoss als „Kreativbereich“

Im 1. Dachgeschoss wurden drei Räume für Vorträge, Tanzen und Theater und ähnliche kreative Tätigkeiten hergestellt. Ein Raum, der als Mal- und Bastelwerkstatt für Kinder- und Jugendliche konzipiert wurde, rundet den „Kreativbereich“ ab. Verglaste Wände versprechen auch hier interessante Einblicke.

Zudem sind Nebenräume für eine kleine Teeküche, zwei Lager für Utensilien und Putzmittel für die sanitären Belange vorhanden.

Das 2. galerieartige Dachgeschoss kann als Regiebereich genutzt werden und beinhaltet einen weiteren Teil der umfangreichen Haustechnik für die EDV und für die Steuerung der technischen Komponenten.

Die realisierte, entwurfliche Besonderheit / Idee liegt darin, dass durch den Ausbau der Holzböden auf den Kehlbalkebenen der Dachraum mit seiner ursprünglichen Konstruktion bis hoch zum First nun erlebbar wurde.

Das Satteldach beginnt quasi am Fußboden des 1. Dachgeschosses und reicht ca. 10 m hoch. Blickt man von den „Kreativräumen“ nach oben, ergibt sich jetzt ein imposanter „etwas zeltähnlicher“ Eindruck bzw. Blick auf die Konstruktion des historischen Dachstuhls.

### Neuer außenliegender Aufzugs- und Treppenturm sowie Abstellgebäude und Freibereich

Im nach Süden gelegenen Garten wurde, wie bereits ausgeführt, der neue Erschließungsturm, der die baurechtlichen Forderungen abdeckt, errichtet.

Zu den Gestaltungsmerkmalen des Turms gehören die Distanz zur ehemaligen Oberschaffnei, die stegartigen Geschossanbindungen an die oberen Etagen, die diagonal gespiegelten Haupttragkonstruktionen aus zwei L-förmig ausgebildeten Mauerscheiben und der Verglasungsanteil.



Alles zusammen soll möglichst viel Ansichtsfläche der Südfassade und Durchblicke in den Garten und Umgebung erlauben. Der Unterschied zwischen alten und neuen Baugliedern wurde durch die Anbindung mit ihrem Respektsabstand und Formensprache deutlich sichtbar.

Neben dem neuen Turm wurde als räumlicher Abschluss des Freibereichs zur Unterstellung für Fahrräder und Gerätschaften ein kleines, modernes Funktionsgebäude mit Dachbegrünung errichtet.

Um den ehemaligen Nutzgarten möglichst variabel nutzen zu können, wurde er frei gehalten von weiteren Einbauten. Die angrenzende ehemalige Stadtmauer mit davorliegender Pflanzung, die Gartenmauer der Nachbarbebauung und das Funktionsgebäude schaffen für die Aktivitäten der zukünftigen Nutzer einen geschützten Bereich.

### Haustechnik

Neben dem Einbau moderner Kommunikationsmöglichkeiten wurden die Schwerpunkte auf eine durchgängige, energieeffiziente LED-Beleuchtung und als Besonderheit für historische Gebäude auf eine Wandheizung auf allen Stockwerken, entlang der Außenwände, gelegt. Letzteres ermöglicht nun eine sparsame, behagliche Beheizung mittels Strahlungswärme.

### Bauzeit

Oktober 2014 bis September 2016

### Förderung

Der Umbau der Oberschaffnei wird über das Bundes-Länder-Programm „Innenentwicklung – Aktive Stadt- und Ortsteilzentren (ASP)“ im Rahmen des Sanierungsgebiets IV „Untere Stadt“ gefördert.

### Gebäudeplanung, Bauleitung

Architekturbüro Stemshorn GmbH  
Ehinger Straße 13  
89077 Ulm

### Tragwerksplanung

Bieger & Maidel  
Ingenieurbüro für Baustatik  
Bucksgässle 5  
89584 Ehingen (Donau)

### Haustechnikplanung, Bauleitung

Planungsbüro Rüdiger Sonnenstädt  
Hindenburgstraße 3  
89584 Ehingen (Donau)  
mit Elektroplanung Ulm GmbH  
Syrinstraße 38  
89073 Ulm

### Bauhistorische Untersuchung

Büro für Bauforschung und Baudokumentation  
Andrea Kuch  
St. Michaelsweg 13  
88499 Zwiefaltendorf

### Brandschutzgutachten

Ingenieurpartnerschaft Müller Häberlen Dehm  
Schillerstraße 18  
89077 Ulm



*Abb.01 Erdgeschoss.  
Mittellängsflur mit fünfjochigem Kreuzgratgewölbe und historischem Kalksteinplattenboden.*



*Abb.02 1. Obergeschoss.  
Nordseitig aus dem Flur ausgeschiedener Raum mit barocker Kassettendecke. Bemalung nicht originär.*



*Abb.03 2. Obergeschoss.  
Kräftige Holzsäulen zeugen von einer ursprünglich offenen Geschossebene.*



*Abb.04 2. Dachgeschoss.  
Querbund mit liegender Stuhlkonstruktion und vierseitig mit Kopfbändern ausgesteifter Mittelstütze. Windaussteifung in den Bundfeldern durch zwei Riegel und Andreaskreuze.*

## Historische Bauforschung im Vorfeld der Sanierung

von

Andrea Kuch

Die Historische Bauforschung ist ein Spezialgebiet innerhalb der Denkmalpflege. Der/die Bauforscher/in begibt sich im Vorfeld einer Sanierung auf eine Spurensuche nach der Geschichte eines Baudenkmals. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse zur ursprünglichen Baustruktur und späteren Veränderungen, zu Ausstattung und Nutzung, sowie zu verwendeten Baumaterialien, Bautechnik und konstruktiven Merkmalen sollen für Denkmalpfleger, Hausbesitzer und Architekten eine Hilfe für eine denkmalgerechte und respektvolle Planung und Umsetzung sein. Eingriffe in die historische Bausubstanz sollten grundsätzlich so wenig wie möglich und so viel wie nötig erfolgen. Neben der Grundlagenermittlung für Umbau- und Sanierungsmaßnahmen können die bauhistorischen Ergebnisse auch der wissenschaftlichen Forschung wichtige Daten zur Architekturgeschichte liefern.

Je nach Bedarf werden auch Archäologen und Restauratoren hinzugezogen, um ein möglichst aussagekräftiges Untersuchungsergebnis zu erzielen.

Grundlage jeder Bauforschung ist die genaue Beobachtung des Baubestandes und dessen zeichnerische und fotografische Dokumentation. Ergänzend können tiefer gehende Befunduntersuchungen und Archivrecherchen erfolgen. Sind Baudaten eines Gebäudes nicht bekannt, können Entstehungszeit und nachfolgende Baumaßnahmen durch eine dendrochronologische Untersuchung, also eine Altersbestimmung des Bauholzes, auf das Fäljahr genau ermittelt werden. Im Falle der sog. Oberschaffnei wurde auf eine dendrochronologische Untersuchung verzichtet, da die Entstehungszeit des Gebäudes als ehemaliger „Urspringer Klosterhof“ archivalisch für das Jahr 1687 belegt ist.

### Ein kurzer Überblick über die Ergebnisse der Bauforschung zur sog. Oberschaffnei

Das heute als Oberschaffnei bezeichnete dreigeschossige, giebelständige Gebäude mit dreigeschossigem Satteldach wurde als Klosterhof des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Ursprung 1687

erbaut und weist noch einen umfangreichen Baubestand aus seiner hochbarocken Entstehungszeit auf. Sowohl die Außenwände als auch die Innenwände des Erdgeschosses und 1. Obergeschosses sowie die Giebel dreiecke bestehen im Wesentlichen aus massivem Bruchsteinmauerwerk und sind ganzflächig verputzt. Der ursprüngliche Grundriss des Erdgeschosses und 1. Obergeschosses wurde während des über 320-jährigen Bestehens des Gebäudes kaum verändert. Konstruktiv in drei Längsschiffe gegliedert, erfolgt die Erschließung über einen mittigen Längsflur, der sich im Erdgeschoss mit einem beeindruckenden fünfjochigen Kreuzgratgewölbe und großformatigen Kalksteinplattenboden über die gesamte Hauslänge zieht (siehe Abb.01). Im 1. Obergeschoss wurde aus dem Flur am nördlichen und südlichen Ende weiterer Wohnraum ausgeschieden. Auch das im nördlichen Bereich gelegene, überwölbte Kellergeschoss, das nur etwa ein Drittel der Grundfläche einnimmt, erfuhr nur wenige Veränderungen.

Alle Räume des Erdgeschosses sind überwölbt und dürften primär eine ökonomische Nutzung erfahren haben. Bei dem größten, im Südosten angeordneten Raum könnte es sich um den Speiseraum für das Gesinde gehandelt haben.

Das 1. Obergeschoss diente sicherlich in erster Linie als Wohnung des klösterlichen Hofmeisters. Nach Norden zur Schulgasse befinden sich repräsentative Räume, die mit noch gut erhaltenen, barocken Kassettendecken ausgestattet sind (siehe Abb.02). Die einstige Küche darf in dem einzig mit einem feuerfesten Tonnengewölbe überdeckten Raum vermutet werden, der südlich an den Treppenaufgang anschließt. Nach der Säkularisation im frühen 19. Jahrhundert wurden weitere Räume im 1. und 2. Obergeschoss mit Rahmenstuckdecken ausgestattet, die trotz ihrer Schlichtheit die nachfolgende Funktion des Gebäudes als Oberschaffnei der Universität Freiburg im frühen 19. Jahrhundert hervorheben.

Die größten Veränderungen fanden im 2. Obergeschoss statt. Die Befundlage belegt eine einstmals offene Geschossebene, die nur durch kräftige Holzsäulen in den zwei inneren, konstruktiven Längsachsen unterteilt war. Sechs Holzsäulen sind noch nachweisbar. Ihre Kanten sind mit breiten Fasen verziert, die kopf- und fußzonig wieder in einem rechteckigen Querschnitt auslaufen (siehe Abb.03). Zugesezte Zapfenlöcher im Kopfbereich verweisen auf eine vormals vierseitige Aussteifung der Holzsäulen durch verzapfte Kopfbänder.

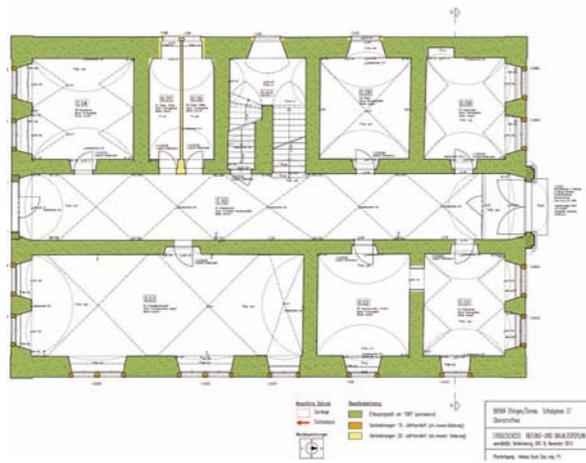


Abb.05 Oberschaffnei, Baualtersplan Erdgeschoss  
Tachymetrische Bestandsaufnahme, Genauigkeitsstufe III,  
Originalmaßstab 1:50.

Der Einbau fester Wände dürfte stilistischen und konstruktiven Merkmalen zufolge erst nach der Säkularisation erfolgt sein.

Die historische Innenausstattung des Gebäudes ist leider weitgehend verloren gegangen. Lediglich im 2. Obergeschoss zeugen noch ältere Türflügel und Türverkleidungen von den späteren Umbaumaßnahmen im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Das dreigeschossige, ganz in Nadelholz errichtete Satteldach ist in den Querbänden des 1. und 2. Dachgeschosses mit einem liegenden Stuhl konstruiert (siehe Abb.04). Der Dachraum war anfänglich nicht ausgebaut und bot reichlich Platz als Frucht- und Lagerboden. Der Einbau von Wohn- und Büroräumen im 1. Dachgeschoss dürfte frühestens in den 1920/30ern erfolgt sein. Das 2. Dachgeschoss und das 3. Dachgeschoss zeigen weitgehend noch den ursprünglichen Zustand.



Abb.06 Oberschaffnei,  
Baualtersplan 1.Obergeschoss.

### Würdigung

Die sog. Oberschaffnei konnte trotz späterer Eingriffe einen hohen Erhaltungsgrad an historischer Bausubstanz bewahren. Als einstiger Urspringer Klosterhof ist das stattliche Gebäude ein wertvolles Zeugnis für den vormals weiten Einflussbereich des Klosters. Inmitten der Stadt gelegen, profitierte der Klosterhof von der verkehrsgünstigeren Lage und genoss zugleich den Schutz innerhalb der Stadtmauern. Neben der Verwaltung der klösterlichen Güter diente das Gebäude auch als Quartier und Zufluchtsort für Klosterangehörige sowie klösterliche Untertanen.



Abb.07 Oberschaffnei,  
Baualtersplan Querschnitt A-A.



## Ausblick

### Bürgerhaus Oberschaffnei

Die Oberschaffnei ist ein Haus mit Geschichte und ein Haus voller Geschichten. Dies wird auf den nachstehenden Seiten deutlich. Und was bringt die Zukunft?

Der Gemeinderat hat dem Gebäude eine ganz neue, moderne Zweckbestimmung gegeben: „Dem Ehrenamt Raum geben.“ Ehingen hat eine gute Tradition des Ehrenamtes und ist im Vereinsleben sowie in neueren Formen des Engagements vorbildlich aufgestellt. Mit seinem Beschluss für das Bürgerhaus hat der Gemeinderat einen zukunftsfähigen Weg eingeschlagen und konsequent das Stadtentwicklungskonzept umgesetzt.

Bürgerinnen und Bürger können die Oberschaffnei zu ihrem Haus machen, damit daraus ein Ort der Begegnung wird. Ein lang gehegter Wunsch kann damit umgesetzt werden. Die Gruppen der Lokalen Agenda Ehingen finden hier ihre neue Heimstätte, ebenso wie neue Ideen und Initiativen.

In der Oberschaffnei ist nun Raum - im wörtlichen und übertragenen Sinn - für alle, die Austausch oder Information suchen und gemeinsame Aktivitäten für ein gutes Miteinander in Ehingen mitgestalten möchten.

Ein Haus mit festen Mauern und einem sicheren Dach und einer Zweckbestimmung, die offen ist für Bewährtes und Neues. Kommen Sie, sehen Sie sich um und machen Sie mit!

Wir freuen uns auf Sie!

#### Kontakt

Bürgerhaus Oberschaffnei  
Schulgasse 21  
89584 Ehingen

Telefon 07391/503-148  
Telefax 07391/503-4148  
E-Mail: buergerhaus@ehingen.de

## Geschichten um die Oberschaffnei

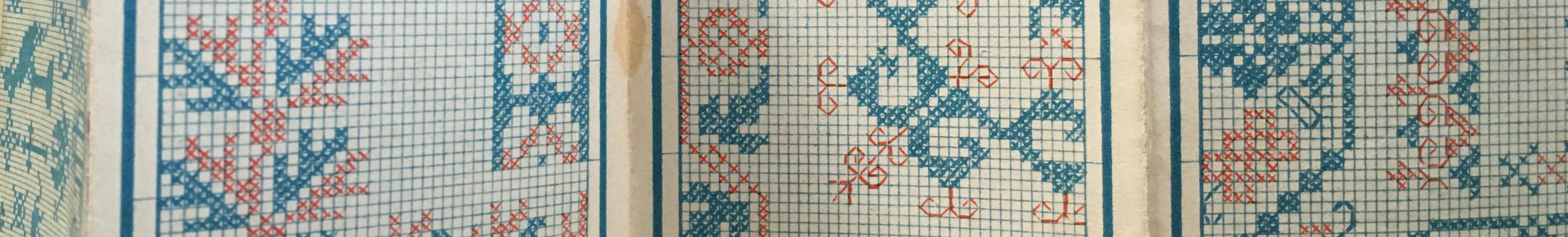
### Handarbeit bei Schwester Theonilla

Die Oberschaffnei war früher, d.h. wohl vor dem „Dritten Reich“ und in den Jahren danach bis in die 60er Jahre ein Hort für die Weiterbildung von Mädchen. Dafür sorgten die Franziskanerinnen von Sießen, deren Ziel u.a. die Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend war und noch ist. In der Oberschaffnei erteilten sie Unterricht in Hauswirtschaft und Schneidern. Für den Musikunterricht, zu dem auch Buben kommen durften, war Schwester Wilhelma zuständig, und auch der Handarbeitsunterricht für die Schülerinnen des Gymnasiums lag in ihren Händen. Die Schwestern hatten im 1. Geschoss über dem großen Portal im Norden ihre Wohnung und auch eine Hauskapelle. Diese Räume habe ich nie betreten. Die übrigen Räume in den zwei oberen Stockwerken waren dem Unterricht vorbehalten. In einem großen Raum im Erdgeschoss auf der Süd-Ostseite residierte die graue Eminenz Herr Dr. Kraft als Leiter der Städtischen Bücherei. Später zog die angewachsene Bücherei in größere Räume im 1. Stock. Dort entliehen wir dann die Bücher bei Frau Schaumlöffel und noch später bei Frau Balensiefen. Dort fanden auch die beliebten Lesungen von Walter Frei statt, bevor die Bücherei in die Obere Hauptstraße umzog.

Aber zurück zu den Schwestern. Sie trugen damals große gefaltete schwarze Hauben, die am Hals aber weiß waren und eng plissiert – nur das Gesicht war zu sehen – und einen schwarzen Habit. Hier war die

Eminenz die Schwester Oberin. Nie hörte ich, dass jemand sie mit Namen nannte. Ich hatte keine Erfahrung mit Ordensfrauen und war deshalb abwartend, als wir zum ersten Mal in dem großen Unterrichtsraum im 2. Stockwerk über der Schwesternwohnung unsere Plätze einnahmen. Das war 1951. Aber bald merkten wir, dass unsere Unterrichtsschwester – ihr Name Theonilla erstaunte und belustigte uns gleichermaßen – eben auch Lehrer, bzw. Lehrerin war. Eine sehr gute nämlich. Lehrerinnen hatten wir in den unteren Gymnasialklassen nicht und konnten folglich keine Vergleiche anstellen. Schwester Theonilla hatte eine Helferin, Schwester Leonilla; und wenn wir uns unbeobachtet fühlten, sprachen wir von Schnilla, Schnilla 1 und Schnilla 2 und hielten uns für sehr geistreich.

Obwohl der Handarbeitsunterricht am Mittwochnachmittag von 14 bis 16 Uhr zusätzlichen Unterricht bedeutete, fand ich das ganz in Ordnung. Wir nutzten die beiden Stunden geschickt zum „Schwätzen“, was selbstverständlich nur in Maßen geduldet wurde; wer es aber geschickt einrichtete, konnte diese Zeit als wichtige Nachrichtenbörse nutzen. Wir waren völlig entspannt: weder unregelmäßige Verben noch ungelöste Matheprobleme beschwerten uns. Die komplette Wissenschaft war ausgeblendet; wir bewegten uns gefühlt in einem Freiraum, nicht nur örtlich. Auch waren wir ohne die „Aufsicht“ der Klassenkameraden, die sich in diesem Alter über Mädchen im Allgemeinen und über gewisse davon im Besonderen ausließen.



Und wenn mal eine von uns gar keine Lust hatte, dann behauptete sie, ihr sei nicht wohl. Mit Sicherheit gab es daheim eine Oma oder die Mama, die weiter strickte oder nähte. Einmal hatte ich in der großen Pause am Vormittag einen Vorschlag: „Wir könnten doch am Nachmittag ins Kino gehen“ und gleich waren alle Feuer und Flamme für den Plan. Nach einer angemessenen Wartezeit begann ich vorsichtig das Vorhaben vorzutragen und dann bestürmten alle gemeinsam Schwester Theonilla mit tausend Versprechungen, bis sie uns tatsächlich erlaubte, nach einer Stunde Unterricht ins Kino zu gehen – quasi nebenan. „Natürlich nur, wenn ihr vorher ganz konzentriert und ohne zu schwätzen arbeitet“, verlangte sie. Und wie wir das plötzlich konnten! Nebenbei bemerkt: der Film, den wir sehen wollten, war ein Märchenfilm.

Unsere erste Arbeit in Klasse 1 Gymnasium (alte Zählung) war eine Schürze. Unsere Mütter mussten dafür „Gminder Halblinnen“ kaufen – damals der Handarbeitsstoff schlechthin und in vielen Farben erhältlich, leider heute nicht mehr auf dem Markt – dünnes Häkelgarn und eine Häkelnadel Nr. 2. Mein Stoff war dunkelrosa; heute würde es altrosa heißen. Der Schnitt war ganz simpel, alles „am Stück“ und nicht so aufwendig aus mehreren Teilen, mit Falten und Volants wie damals üblich. Schwester Theonilla schnitt die Schürze, die Besätze und die Taschen zu, die Bänder mussten wir „fadengerade“ selber schneiden. Das war nicht ganz einfach, denn wer hatte damals

schon eine gut schneidende Schere? Ich jedenfalls nicht. Alles wurde von Hand mit verschiedenen Stichen genäht, gesäumt und zum Teil dekorativ umhäkelt. So lernten wir ganz nebenbei „Steppstich“, „Stilstich“, „Saumstich“ und für den „Riegel“ den „Knopflochstich“ und auch einen Knopf anzunähen, mit „Hals“. Ich war mächtig stolz auf meine Schürze und ich gebe zu: Mit geringen Abweichungen ließ ich später, als ich einmal „fachfremd“ unterrichten musste, meine Schüler ebenfalls eine Schürze nähen.

In Klasse 2 strickten wir den Klassiker „Wollsocken“ – und lernten auch gleich Wollsocken zu stopfen. Mit „Gitterstopfe“ oder „Festonstopfe“ und einem „Stopfei“ flickten wir häusliche löchrige Socken. Das Zeitalter der haltbaren Kunstfasern war noch fern; im neuen Zeitalter handgestrickter Socken kann man die Techniken wieder brauchen, denn wer wirft schon selbstgestrickte Socken weg? In Klasse 4 war das Ziel unserer Mühen ein Paar Handschuhe. Schwester Theonilla war auf der Höhe der Zeit, ein Gestrick im „Patentmuster“ war damals der Hit! Deshalb dachte sie sich für uns Handschuhe aus, Handschuhe im Patentmuster. Und wer schnell fertig war, durfte sich gleich noch an Fingerhandschuhe wagen, denn die waren für die modebewusste Dame verpflichtend aber teuer im Einkauf. Aber, so modebewusst waren nicht alle.

Wir nähten auch eine gefütterte Badetasche – wer hätte vermutet, dass eine Ordensschwester an so

ein Freizeitattribut denkt. Auf „zählbarem“ „Aida“-Stoff stickten wir mit einer „Straminadel“ ein selbst entworfenes farbiges Muster mit „Kreuzstichen“. Dabei versäumte Schwester Theonilla nicht, uns einzuschärfen, dass vorgedruckte Muster bzw. malerisch ausgeführte Kreuzstichbilder „Kitsch“ sind. Jawohl! Das habe ich mir gut gemerkt. Für eine Kimono-Dirndlbluse entwarf jede Schülerin eine Zierstichborte aus farbigem Stickgarn, die dann auf die Schulternaht der Bluse genäht wurde. Auch ein Kopfkissen stand auf dem Programm. Das sechste Knopfloch sah dann endlich ganz passabel aus, und der sechste Knopf hatte auch den vorschriftsmäßigen „Hals“ zum besseren Durchknöpfen. Das Deckchen mit „Hohlraum“ legte ich meiner Mutter auf den Geburtstagstisch. In Klasse 4 sollten wir uns ein Nachthemd nähen. Nachthemden waren gar nicht nach meinem Geschmack, wohl aber das Nähen mit der Nähmaschine. Kaum war ich mit dem ungeliebten Nachthemd fertig, bettelte ich Schwester Theonilla, einen Schlafanzug nähen zu dürfen. Ich durfte. Nicht nur das: sie schnitt mir auch die Teile zu, aufwendig mit einem Revers, und gab Tipps zur Reihenfolge der zu fertigenden Nähte.

Aber es gab auch in allen vier Schuljahren für uns ein Ärgernis. Ein Riesenärgernis. Wir mussten auch das Flickern von allerlei Textilien lernen – Schwester Theonilla nannte es etwas vornehmer „Ausbessern“ – eine löbliche Tugend damals in der kargen Nachkriegszeit, als es an allem mangelte. Wir

Mädchen aber verabscheuten diese von Schwester Theonilla als überaus nützlich beschriebenen Unterrichtseinheiten, und es bedurfte ihres ganzen pädagogischen Geschicks, uns das „Ausbessern“ schmackhaft zu machen. Meiner Mutter war es sehr peinlich, ein „blödes“, gesprochen „bleedes“ – bei diesem Wort brachen wir in helles Gelächter aus – also ein fadenscheiniges Küchentuch oder ein zerschlissenes Laken mitzugeben, um diese Stellen durch Stopfen, „Wiefeln“, Wenden oder einem kunstvoll eingesetzten Flickern wieder gebrauchstüchtig zu machen.

Warum weiß ich das alles noch so genau? Jede Arbeit mussten wir in einem großen Heft beschreiben und zeichnen, und dieses Heft habe ich noch. Nach Klasse 4 war der Handarbeitsunterricht nicht mehr verpflichtend. Aber wer wollte, konnte noch kommen. Ich wollte und nähte mir einen mittelblauen Rock und eine hellblaue Bluse für die Pfadfindertracht und ein Hemdblusenkleid. Ein Hemdblusenkleid war Mitte der Fünfzigerjahre ein Must have und ich konnte es mit dem selbstgeflochtem Gürtel aus Klasse 3 komplettieren. Wenn ich beim Nähen nicht mehr weiter wusste, hatte es Schwester Theonilla längst bemerkt und half mit einem Griff oder einem Ratschlag weiter. Posthum ein großes Lob und ein herzliches Dankeschön an Schwester Theonilla!

Hadmute Bechler



### Erinnerungen an die Oberschaffnei

Die Oberschaffnei war für mich der Ort, in dem ich Handarbeitsunterricht hatte, angefangen in der Zeit der damaligen katholischen Volksschule ab 1952 und später bis in die 4. Klasse im Gymnasium von 1956 bis 1959. Während in der Zeit der Volksschule Handarbeitslehrerinnen den Unterricht erteilten, waren es in der Gymnasialzeit Ordensschwestern aus dem Kloster Sießen, die im 1. Stockwerk ihre Klausur hatten, im Treppenhaus mit einem hohen Eisengitter abgetrennt.

Wir Schülerinnen wurden immer mittwochs am Nachmittag von Schwester Theonilla unterrichtet, die zurückhaltend und freundlich uns in die verschiedenen Kenntnisse des Nähens mit Hand und auch der Nähmaschine, des Stickens und vor allem auch des Strickens eingeführt hatte. Immerhin konnten wir Socken und einen Pullover stricken, hatten Rock und eine Bluse genäht, und wir lernten Knopflöcher in ein selbstgenähtes Kopfkissen zu machen. War ein Werk fertig geworden, musste man einen Bericht darüber anfertigen, und so kann ich heute noch die verschiedenen Techniken nachlesen.

Der Unterricht begann immer mit einem Gebet und endete auch so. Meiner evangelischen Freundin war es

sehr peinlich, wenn beim „Ave Maria“ dann beim Gebet „und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus“ aufgesagt worden ist, aber da machte die Ordensfrau keinen Unterschied zwischen den Konfessionen. Mir ist dafür gut in Erinnerung, dass sie uns erlaubte, in die Märchenfilme zu gehen, die mittwochs gespielt worden sind, wenn man wohl annähernd mit der Arbeit fertig war.

Viele Jahre später kam ich dann nochmals in die Oberschaffnei als Ort der Musikschule einmal zum Flötenunterricht, aber dann vor allem als Dozentin zum Deutschkurs für Aussiedler. Hier wurde es in der Heizperiode unangenehm, wenn es bei windigem Wetter vorkommen konnte, dass der Wind die einzelnen Ölöfen ausblies oder es überhaupt nach Öl roch. Dafür konnte man im Lehrzimmer Teewasser kochen, und es konnten kleine Feste gefeiert werden, wenn ein Kurs seinen Abschluss erreicht hatte. Es war genügend Platz da, und alles war etwas robuster und nicht so empfindlich.

Gudrun Sigloch-Holtz  
Jahrgang 1944



Entwurf für ein Kleid



Entwurf für ein Kleid zu Mutters 50. Geburtstag



eine besondere Stickerei: die Nadelmalerei

### Den Gesellenbrief von der Städtischen Frauenarbeitsschule in der Oberschaffnei

Nach acht Schuljahren an der evangelischen Volksschule am Tränkberg hatte ich 1957 meine Schulpflicht erfüllt. Das letzte Schuljahr fand noch im oberen Stock der damals neuen Volksschule an der Biberacher Straße statt, die später den Namen Michel-Buck-Schule erhielt. Jetzt galt es einen Beruf zu erlernen. Mein Vater war im Krieg seit 1943 vermisst und kam nicht wieder heim. So musste sich meine Mutter allein mit uns fünf Kindern durchs Leben kämpfen. Ihr dezidierter Wunsch war, dass eines ihrer Mädchen Schneiderin wurde. Dies sollte die Haushaltskasse entlasten, denn für sechs Personen war viel Geld nötig, wenn man alle Kleider hätte kaufen müssen. Bei zwei älteren Schwestern und zwei Brüdern sollte diese Rolle mir zufallen. Lehrstellen waren knapp, und so meldete mich meine Mutter bei der Städtischen Frauenarbeitsschule Ehingen in der Oberschaffnei für die dreijährige Ausbildung zur Damenschneiderin an. Arbeitgeber war tatsächlich die Stadt. Dies verwunderte noch manchen, als ich vor einigen Jahren meine Rente beantragte und diese Ausbildung zunächst als Schulzeit betrachtet wurde. Mit der Erkenntnis, dass es sich aber um eine Lehre handelte, verbesserte sich auch die Zahl meiner Versicherungsjahre. Die Stadt war also der Lehrherr, und die Sießener Schwestern, allen voran Sr. Theonilla, waren die Lehrkräfte. Einen

Tag in der Woche hatten wir Berufsschulunterricht beim Gewerbelehrer Einsiedler gleich nebenan im seitherigen Gebäude der katholischen Volksschule in der Schulgasse, in das die Handelsschule vom Alten Spital umgezogen war. Heute noch schmecke ich den Rauch der Zigarren, die er leidenschaftlich oft auch im Schulgebäude rauchte. Einen weiteren Tag bekamen wir Werkstattunterricht bei der Schneidermeisterin Maria Buck, die im Haus von Schreiner Schrode an der Ecke Sonnengasse/ Schulgasse ihre Werkstatt hatte.

Wir erhielten eine breite und tiefe Ausbildung. Dazu gehörte das Entwerfen und Umsetzen von Schnittmustern sowie das Zuschneiden. Das Ziel sollte eine hohe Selbstständigkeit sein, so dass ich bei der Gesellenprüfung beispielsweise auch den Kragen meiner Bluse ohne Hilfe entwerfen und zuschneiden konnte. Das war damals nicht in allen Handwerksbetrieben der Fall. Auch verschiedene Sticktechniken gehörten zur Ausbildung, so zum Beispiel die Seidenstickerei, die ich auch bei meinem Gesellenstück einsetzte. Auch für das Führen der Berichtshefte, auf das die Schwestern ein besonderes Augenmerk legten, bekamen wir von der Innung höchste Anerkennung, ich dazuhin noch wegen meiner Schönschrift.

Für mich als 14- bis 17jähriges Mädchen war es kein Problem, nun bei katholischen Ordensfrauen



Meine Bluse als Gesellenstück



Mein Gesellenbrief

in die Schule zu gehen. Auch die Schwestern hatten keine Probleme mit Andersgläubigen. Aber bei meiner Mutter und im Umfeld meiner Familie spürte ich, dass es positiv empfunden wurde, als evangelisches Mädchen diese damals in gutem Ruf stehende Ausbildung zu bekommen. So sind mir die allmonatlichen Gottesdienste am Herz-Jesu-Freitag in der Kapelle sehr wohl noch in Erinnerung. Als man den Schwestern etwa 10 Jahre später die Berechtigung zum Ausbilden abgesprochen hatte, fand ich es schade.

Schneidermeisterin Buck war auch die Vorsitzende des Gesellenprüfungsausschusses der Damenschneider-Innung Ebingen. Zusammen mit der Meister-Beisitzerin A. Möhrle und der Gesellenbeisitzerin Gertrud Möhrle – zufällig Mutter und Tochter – unterschrieb sie im März 1960 meinen Gesellenbrief.

Aber wenn man damals 17 Jahre alt war und eine Lehre hinter sich hatte, bei der man nicht wie heute eine respektable Ausbildungsvergütung bekam, war zunächst Geldverdienen angesagt. Als Schneiderin war der Verdienst nicht allzu groß, also hieß es „in die Fabrik gehen“, das heißt zur Fa. R&A Becker in der „Alten Bierhalle“ in der Fabrikstraße, heute Adolffstraße, um Nachtwäsche im Akkord in Serie zu nähen, und dann am Abend für die Familie oder für Kunden zu Hause nähen. Später folgten bei mir Jahre als Änderungsschneiderin in den Bekleidungshäusern Siessegger, Hohenadel und Kaim, Arbeiten also, für die selbstverständlich auch die Grundlagen von den Sießener Schwestern in der Oberschaffnei gelegt wurden.

Friedhelma Betz, geborene Lotterer



Kleine Flötenspieler machten Adventsmusik

EHINGEN (ble). Bei Kerzenschein gab es gestern in der Oberschaffnei die letzte Stunde der Flötengruppe der Städtischen Jugendmusikschule dieses Jahres. Musiklehrerin Gisela Beck hatte für die weihnachtliche Stimmung gesorgt. Bereits am Samstag hatte die Musikschule zu einer Adventsmusik in das Einger Marienheim eingeladen. Zahlreiche Eltern waren zu diesem Vorspiel ihrer Schützlinge gekommen und spendeten auch reichlich Beifall. In dem über einstündigen Konzert waren ein Blockflötenchor, eine Orff-Gruppe, Gitarren-Duos und Musikanten mit Altflöten aufgetreten. Violinen und Cembalo wurden gespielt und ein Streichensemble wirkte mit. Alles in allem wurde ein Querschnitt der verschiedenen Alters- und Leistungsstufen der Jugendmusikschule zu Gehör gebracht. Foto: Wolf

### Mitternachtsmessen in der Oberschaffnei

Da ich am Gänsberg geboren wurde, war die Oberschaffnei seit meiner frühesten Kindheit zwischen 1960 und 1970 immer präsent. Natürlich kannte ich diese Sießener Schwestern, denen ich ja täglich begegnete. Eine dieser Ordensfrauen war Sr. Wilhelma. Sie war Musiklehrerin. Im Alter von 6-7 Jahren durfte ich bei ihr Flöte lernen, später dann Klavier und zum Schluss noch ein paar Griffe auf der Gitarre.

Ich hatte immer samstags um 13 Uhr Klavierstunde. So kurz nach dem Mittagessen war Sr. Wilhelma öfters müde. Deshalb schlief sie auch manchmal beim Unterricht ein. Wenn ich mein Klavierstück gut konnte, „haute“ ich immer, wenn sie eingenickt war, kräftig in die Tasten. Sie zuckte zusammen, wachte auf und zählte sofort den Takt weiter. Konnte ich aber mein Musikstück nicht so gut, wurde ich immer leiser und ließ Sr. Wilhelma ihr Nickerchen machen. So war die halbe Stunde auch schnell vorbei.

Natürlich gab es auch jährliche Vorspiele vor den Eltern. Zu diesem Ereignis wurden dann immer besondere Musikstücke ausgewählt, und jeder musste kräftig üben, damit ja kein Fehler bei der Aufführung passierte. Übrigens – Wolfgang Lackerschmid, der bekannte Jazzmusiker aus Ebingen, hatte auch bei Sr. Wilhelma Klavier gelernt.

Es gab in der Oberschaffnei auch eine Hauskapelle. Dort hielt Benedikt Welser, Priester und geistlicher Studienrat am Gymnasium Ebingen, für die Schwestern immer sonntags eine Messe. Da ich Ministrant in der Stadtpfarrkirche war, durfte ich, wenn die Zeit passte, bei Pfarrer Welser und den Schwestern ministrieren. Ebenso ministrierte dort ein etwas älterer Schüler namens Hanns Schäfer, kurz nur „Scheppas“ genannt, der später selber Pfarrer wurde und heute noch als Seelsorger in Stuttgart-Weilimdorf wirkt.

Dieser Hanns Schäfer ministrierte auch immer an Weihnachten in der Mitternachtsmesse, die in der Hauskapelle der Schwestern von Priester Benedikt Welser zelebriert wurde und die von vielen Nachbarn und Freunden der Schwestern besucht wurde, so dass die Kapelle bis auf den letzten Platz gefüllt war. Da war alles sehr feierlich, und die weihnachtliche Musik trug natürlich dazu bei. Zusammen mit Gabi Beck, geborene Häfele, und auch Monika Psik, geborene Stehle, spielte ich dabei Flöte. Marianne Offenwanger, geborene Rechtsteiner, sang solo. Sr. Wilhelma spielte am Harmonium. Auch eine Geige wurde gespielt, vermutlich von Walter Bopp, dem späteren Lehrer, denn er hatte bei Sr. Wilhelma Violinunterricht. Natürlich hatten wir vorher einige Proben, damit auch ja alles klappte. Pfarrer, Schwestern und Gottesdienstbesucher waren vom weihnachtlichen Spiel immer begeistert, und so hatten wir alle immer schöne weihnachtliche Mitternachtsmessen gefeiert.

Wolfgang Rothenbacher



Fronleichnamskissen mit Lamm als Symbol für Jesus

## Meine Erinnerungen an die Zeit in der Oberschaffnei

Schon in meiner Schulzeit war das Fach „Handarbeit“ eines meiner Lieblingsfächer. Da lag es nahe, sich nach der Schulzeit zu einem sogenannten „Nähkurs“ in der Oberschaffnei anzumelden.

Dort waren die Sießener Schwestern in verschiedenen Formen des häuslichen Wesens und auch des Musikunterrichts tätig. Unter der Leitung von Schwester Dominica absolvierte ich 1964 zwei dieser „Nähkurse“. Diese setzten sich aus 8 oder 10 Doppelstunden zusammen und fanden immer in den Herbst- und Wintermonaten statt. Ich habe diese Kurse sehr gerne besucht. Sie waren nicht nur bildend, sondern stets lustig und auch unterhaltsam. Meine „Nähkünste“ stammen alle mit aus dieser Zeit, wuchsen allerdings noch durch das Nähen an der Hauswirtschaftlichen Berufsschule.

Für meine Freundin und mich war es zusätzlich noch eine Zeit, wo man auch am Abend noch nach 19 Uhr aus dem Haus durfte. Immerhin waren wir in dieser Zeit, 1964, gerade mal 16 Jahre alt, und da war abendliches Ausgehen noch keine Selbstverständlichkeit. So konnten wir diese „Ausgehzeit“ auch ab und zu für ein kleines Stelldichein nutzen – vor oder nach dem Kurs!

Ein Winterkostüm mit zwei Röcken, das ich damals unter Anleitung von Schwester Dominica anfertigte, ist heute noch in meinem Besitz. Ich konnte mich nie entschließen, es einer Kleidersammlung für wohltätige Zwecke mit zu geben, obwohl es mir natürlich nicht mehr passt. Gut ist mir aus dieser Zeit auch der Musikunterricht mit Flöte und Klavier in Erinnerung, der von Schwester Wilhelma gegeben wurde. Später wurde von den Schwestern auch eine einjährige Hauswirtschaftsschule angeboten, sowie eine dreijährige Ausbildung zur Schneiderin.

Auch Schülerinnen des Gymnasiums kamen in die Oberschaffnei zum Handarbeitsunterricht. Diese wurden von den Schwestern Theonilla und Leonilla unterrichtet, wobei Erstere wohl nicht so beliebt war. Sie muss auch in nicht gerade freundlichem Ton mit ihrer Mitschwester Leonilla umgegangen sein. Sr. Leonilla war wohl die Ältere, aber wohl nicht so ausgebildet im Nähen, so dass sie des Öfteren Sr. Theonilla um Rat fragte. Diese Informationen stammen von ehemaligen Gymnasialschülerinnen.

Die Oberin dieser Schwesterngemeinschaft war während des Krieges Sr. Lucia, und sie wohnten damals im Dangelmeier'schen Haus beim Gasthaus „Zur Glocke“, denn die Oberschaffnei war in dieser Zeit hauptsächlich von NS-Organisationen belegt. Nach dem Krieg hatten sie wieder direkt eine Wohnung in der Oberschaffnei.

Sr. Luitburga war für die Hauswirtschaftsschule, für Kochen und dergleichen zuständig, und Sr. Dominica außer für Nähen auch für Schnittzeichnen und die Stoffkunde verantwortlich. Bei den Unterhaltungen mit ehemaligen Mitschülerinnen über deren Erinnerungen wird deutlich, dass nicht alle Schwestern „angenehm“ waren, sondern zum Teil sehr „streng“!

In meinem Fundus alter Kleider befindet sich immer noch mein erstes Tanzkleid, das Schülerinnen der Schneiderschule angefertigt haben. Auch das Brautkleid meiner Schwester stammt aus dieser Näherei, doch leider ist dieses nicht mehr auffindbar.

Diese Ordensschwestern übernahmen auch jährlich die Gestaltung eines Fronleichnamteppichs. Wenn ich mich richtig erinnere, war es der bei der Stadthalle, beziehungsweise bei der „Reißerei“, in Ehingen kurz gesagt: an der „Reiße“. Einige Kommunionkinder durften bei diesem Fronleichnamsfest besonders verzierte Kissen tragen, auf denen Insignien der Kreuzigung, wie Dornenkrone und Nägel, festgenäht waren. Andererseits gab es auch Kissen – und ein solches besitze ich noch –, auf denen ein Lamm als Symbol für Jesus zu sehen war, das über die Schwestern Barbara und Josefine Bloching aus der Schwanengasse in unseren Besitz kam.



Gut in Erinnerung sind mir auch die Besuche der Narren in der Oberschaffnei zum Schulaustreiben am Fasnetsdienstag. Ich war als junge Hexe dort noch in den Jahren 1971 und 1972 dabei und habe mich sehr gefreut, die alten Räume wieder zu sehen.

Renate Hartmann



## Langes Fädchen – faules Mädchen!

Oberschaffnei – von 1970 bis etwa 1975

Es war in der Oberschaffnei, als ich mir zum ersten Mal Gedanken machte, ob es die Jungs nicht doch besser im Leben hätten: zumindest an diesen speziellen Nachmittagen, wo sie im Schwimmbad ins Wasser sprangen oder auf der Straße einen Fußball gegen das Garagentor schmetterten. An diesen nicht enden wollenden Nachmittagen saßen wir Gymi-Mädchen im ersten Stock der Oberschaffnei im Handarbeitsunterricht und die Jungs hatten frei!

Weißnäherei stand auf dem Stundenplan, den sich die Ordensschwwestern der Franziskanerinnen aus Sießen ausgedacht hatten, und Weißnäherei war eine einzige Plage. Der Kopfkissenbezug vereinte gleich vier Schikanen dieser Disziplin: die doppelte Wäschenaht, den Hohlraum, das Knopfloch und das Knopfannähen.

Beim Austeilen der Scheren hatte ich schon Pech. Meine schnitt nur auf den letzten drei Zentimetern, ab dann wurde der Stoff gequetscht. Dementsprechend zickzackartig wurde der Zuschnitt. Schon tauchte die graue Eminenz hinter mir auf. Zu hören war Schwester Luitburga in ihren Schleichschuhen nie, aber ich konnte sie riechen. Der Schneiderduft den sie verströmte, kam vom Maßband, das sie um den Hals trug, zusammen

mit dem Jesus am Kreuz, ihrem Verlobten, wie sie uns erzählte, von dem sie auch den Ring mit den INRI-Insignien trug. Das Maßband roch nach der aufgetragenen Gummimasse mit einer metallenen Herznote. Wortlos, jedoch mit strafendem Blick, schnitt sie mit ihrer frisch geschliffenen Schere den Stoff gerade. Ein paar meiner Mitschülerinnen saßen schon an der Maschine, während ich noch am Heften war und mir anhören musste: „Langes Fädchen, faules Mädchen“.

Es gab die Fleißigen, die immer die guten Scheren bekamen und nicht von ihrer Arbeit aufschauten, denen es mühelos gelang drei Kettfäden aus dem Leinenstoff herauszuziehen, ohne dass der Faden brach. Die sich nicht beklagten, wenn sie über einen Meter lang Fädchen zählen mussten, immer drei zusammenbündeln und exakt einen Millimeter tief vernähen, um einen maschinengleichen Hohlraum zu bekommen. Die schwatzten auch nicht und mussten somit die Arbeit auch nicht mit nach Hause nehmen, um das nicht erreichte Etappenziel nachzuholen. So eine war Gabi. Gabi war schnell, verbissen und immer auf eine Eins aus. Doch einmal war sie zu schnell. Das war der Nachmittag, wo sie sich mit der Nähmaschine den Zeigefinger am Stoff festnähte. Es war ganz still im Raum, als plötzlich ein Schrei aus der ersten Maschinenreihe die stickige Luft durchschnitt. Schwester Luitburga stand schon bei der Verletzten, hob den Nähfuß an und löste

die Schraube, an der die Nadel befestigt war. „Halt still“, zischte sie die Gabi an, die auch augenblicklich verstummte. Mittlerweile breitete sich ein Blutfleck unter ihrem Zeigefinger auf der Weißnäherei aus, der sich rasch vergrößerte und der die Gabi nun zum Heulen brachte. Irgendwie gelang es Schwester Luitburga die Nadel von der Maschine zu lösen, aber nicht vom Finger. Renate durfte die Gabi mit ihrem Nadelfinger ins Krankenhaus begleiten, und Sabine durfte zu den Gabi-Eltern gehen und Bescheid geben, dass sich Gabi den Finger vernäht hatte. Ich durfte nichts, musste aber wieder einmal meine Sachen mit nach Hause nehmen und übers Wochenende fertigmachen.

Am Ende der achten Klasse waren wir mit allen Zierstichen durch, hatten x Knopflöcher genäht und Tischdecken eingefasst, als Schwester Luitburga meinte, zum Abschluss dürften wir uns einen Rock nähen und den Stoff selber kaufen. Ich träumte von einem Kordsamt-Minirock, vielleicht grün oder orange mit Lackstiefeln und Plateausohle, aber die Mutter hatte noch eine große Menge braunen Kordsamt im Schrank.

Als es ans Abmessen ging, verließ mich mein Mut. Schwester Luitburga vermaß uns der Reihe nach, von der Taille bis zum Knie. Ich traute mich nicht, das Wort Minirock in den Mund zu nehmen und entschied mich ganz spontan für Maxi. Stoff war ja genügend da.

„Maxi sieht schlampig aus“, erklärte Schwester Luitburga und maß mir eine Länge ab, die der Rocklänge ihres Ordensgewandes exakt entsprach. Beim Taillenumfang legte sie die Hand unters riechende Maßband und gab nochmal gut zehn Zentimeter dazu: „ein Rock muss locker sitzen!“

Der braune Kordsamtrock wurde weder lang noch kurz, weder weit noch eng, saß nicht, und trotzdem meinte die Mutter, ich solle doch stolz sein, auf mein erstes selbstgenähtes Kleidungsstück. Ich trug ihn sicher nicht öfters als drei Mal, aber er hing jahrelang in meinem Schrank.

Dann war der Handarbeitsunterricht vorbei, die Minirockmode auch und ich trug Bluejeans, für die mir meine Großmutter Geld zusteckte. Meine Nähkenntnisse brauchte ich nun, um die Schlaghosen mit Borten zu verlängern und Blümchen auf die Jeans zu applizieren.

Zu den Jeans gesellten sich bodenlange indische Baumwollkleider und Holzclocks. Nach dieser Verwandlung zog ich wieder die Schulgasse entlang, jeden Sonntagnachmittag, denn unter den Handarbeitsräumen gab es jetzt die Disco im alten Gewölbe der Oberschaffnei und die Welt hatte sich vollkommen verändert. „Disco“ war eines der Worte, das der Mutter zu einer mittelschweren Panikattacke verhalf.



Deshalb brauchte man für einen Discobesuch gute Referenzen, so wie für alles Neue, was sich die Eltern nicht selbst ausgedacht hatten. Eine hervorragende Referenz waren die Kinder des Kinderarztes, die bei der Einrichtung und Ausschmückung der Disco mitgeholfen hatten. Ein Anruf der Mutter bei der Mutter der Kinder des Kinderarztes tat seine beruhigende Wirkung.

Ich war nun fünfzehn und gehörte endlich dazu. Die Gabis dieser Welt hatten nun nichts mehr zu sagen, die saßen zuhause und büffelten Lateinvokabeln, während wir in der Disco im Schneidersitz in den Fensternischen unsere Zigaretten drehten und wussten, dass man dieser schrecklichen Welt mit Krieg in Vietnam und Repressionen überall nur mit Liebe begegnen konnte. Und verliebt waren wir sowieso immer: „Make love not war“, und das Küssen war unsere Waffe gegen Krieg und Unterdrückung – besser noch als „Amnesty“. Joan Baez sang „Sagt mir wo die Blumen sind“ und Bob Dylan „Blowin’ in the wind“. Dann flippten wir mit wilden Kopfbewegungen zu Songs wie „In a gadda da vida“. Janis Joplin, Jimi Hendrix und Jim Morrison waren gestorben, und der Tod war etwas sehr Geheimnisvolles, mit dem man spielen konnte, wenn man Drogen nahm. Wir schauten „Woodstock“, den Film, an und hatten unsere eigene Welt in diesem Gewölbe der Oberschaffnei,

eine Welt, in der wir nie einen Erwachsenen gesehen hatten. Für ein paar Jahre waren wir sehr stark.

Aus den Gabis sind dann nach diversen Lebenskrisen ganz gelassene Mütter geworden, die ihre Kinder mit einem gesunden Maß an Zuversicht großzogen. Ich wiederum habe die Panikanfälle meiner Mutter geerbt. Nun hieß das auslösende Wort nicht mehr „Disco“, sondern „Bude“!

Anne Hagenmeyer

Anmerkung: Die Namen der Schülerinnen sind geändert und durch typische Mädchennamen meiner Generation ersetzt.

### Grundschulklassen in der Oberschaffnei

In den 1960er und anfangs der 1970er Jahren kamen vermehrt Kinder aus geburtenstarken Jahrgängen in die Schule. Dies hatte zur Folge, dass sich die Ehinger Schullandschaft zusehends veränderte. Das Gymnasium erhielt einen Neubau, im Längenfeld entstand eine neue Grund- und Hauptschule und aus der Michel-Buck-Schule wurden Klassen in die Tränkbergschule (heute Städtische Galerie im Speth’schen Hof) und etwas später auch in die Oberschaffnei ausgelagert. Auch aus den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen kamen viele Absolventen in die Schulen und mussten mit Klassen und Unterrichtsstunden „versorgt“ werden.

So stand auch ich am 11. September 1972 zusammen mit weiteren Kolleginnen im Rektorat der Michel-Buck-Schule vor dem damaligen Rektor Schaudé. Er teilte uns mit, dass aufgrund der großen Schülerzahlen bereits Klassen im Tränkberg unterrichtet werden und jetzt noch weitere 4 in die Oberschaffnei müssen. Wir warteten gespannt darauf, welche Klasse uns zugeteilt wurde und wer mit seiner Klasse in der Oberschaffnei beginnen durfte. Für jede meiner Kolleginnen fand sich sofort eine Klasse, nur für mich blieb nichts mehr übrig. Jetzt war guter Rat teuer. Man konnte mich ja nicht wieder wegschicken oder in eine andere Schule versetzen. Nach langem hin und her wurde festgestellt, dass die Klassenstärke der aktuellen 2. Klassen gegen

40 tendierte. Also beschloss die Schulleitung, dass aus den bestehenden Klassen eine weitere zu bilden sei und dass ich diese in der Oberschaffnei unterrichten sollte.

Am darauffolgenden 1. Schultag – es war Mittwoch, der 13. September 1972 – wurden zwei ältere Kolleginnen beauftragt, mir eine Klasse zusammenzustellen. Also gingen sie mit mir in die jeweiligen Klassenzimmer und wählten Kinder (nach welchen Gesichtspunkten auch immer) aus. Am Schluss stand ich mit 34, zum größten Teil heftig weinenden Kindern im Flur und machte mich dann mit ihnen auf den Weg in die Oberschaffnei, in der die 3 anderen Klassen ihre Zimmer bereits bezogen hatten. Meines Wissens wurden die Eltern über diesen Vorgang weder vorab noch im Nachhinein benachrichtigt – ein im heutigen Schulalltag nicht vorstellbarer Ablauf. In der neuen Schule wurden wir vom dortigen Hausmeister, Herrn Mak, begrüßt und mit der neuen Umgebung vertraut gemacht. Am Ende des ersten Schultags mussten die Kinder dann von hier aus ihren Heimweg größtenteils allein antreten.

In unserem neuen Schulhaus waren im Erdgeschoss die Städtische Bücherei, im 1. Stock zwei Klassen (Frau Schmid und ich) sowie die Hausmeisterwohnung und im 2. Stock zwei weitere Klassen (Frau Kehrer und Herr Gulde) untergebracht. Ein Jahr später wurde Herr Gulde versetzt, und Frau Lang kam hinzu.



Alle Klassenzimmer waren recht klein, spartanisch ausgestattet und traditionell möbliert. Die Kinder hatten deshalb recht wenig Bewegungsmöglichkeiten. Außer Schreib- und Sitzgelegenheiten sowie einer Tafel war nichts vorhanden, weder Ablagemöglichkeiten noch die Möglichkeiten, Bilder aufzuhängen oder eine Vorrichtung zur Verdunklung. In einem Klassenzimmer, einer ehemaligen Küche, waren noch Spülbecken und Geschirrschränke montiert. Unterrichtsmaterialien waren keine vorhanden, wir hätten aber auch gar keinen Raum dafür gehabt. Alles musste deshalb rechtzeitig in der „Mutterschule“ besorgt und selbst wieder dorthin transportiert werden.

In unserem Klassenzimmer stand ein alter Öfen, der in der kühlen Jahreszeit jeden Morgen von Herrn Mak betankt und angeheizt werden musste. Erlöschen zwischenzeitlich das Feuer oder ging das Öl aus, mussten wir oft selbst Hand anlegen, denn Herr Mak war auch noch Hufschmied und in dieser Angelegenheit öfter unterwegs. Den Lehrern selbst stand noch ein kleines Lehrerzimmer zur Verfügung, das war's.

In den ersten Wochen und Monaten hatten wir praktisch keine Verbindung zur Michel-Buck-Schule. Informationen erhielten wir nur durch Fachlehrer, die für ihren Unterricht von der „Mutterschule“ zu uns kommen mussten, oder wenn einer von uns Lehrern „oben“ etwas besorgen musste. Wir lebten dort zu Beginn eigentlich wie auf einer kleinen Insel. Dies hatte aber

auch zur Folge, dass Informationen wie „hitzefrei“ oder Terminvorgaben bei uns nicht oder zu spät ankamen. Dieser Missetand wurde dann später behoben. Ein Telefon wurde installiert, und ich musste dann jeden Tag im Rektorat anrufen und mich informieren. Auch wenn jemand von uns Lehrern erkrankte, mussten wir mit der Situation selbst zurechtkommen. Eine Kollegin oder ein Kollege betreute dann durchaus mehrere Tage zwei Klassen mit zusammen fast 70 Kindern.

Ungewollt fortschrittlich waren wir, was den Studentakt betraf. Wir hatten keine Uhr und keine Pausenklingel. Somit konnten wir den Takt der Unterrichtsstunden, die Pausen und auch das Ende des Vormittags sehr flexibel gestalten, was an Markttagen schon von Vorteil war.

Ein kleiner Pausenhof stand uns auch zur Verfügung – die kleine Passage zwischen Schulgasse und „Zitronengässle“. In der großen Pause hielten sich dort oft mehr als 100 Kinder auf. An Toben und Rennen war eigentlich nicht zu denken. Abgesperrt wurde dieser Hof zur Schulgasse hin noch zusätzlich mit einem Baustellenband. Insgesamt waren wir 5 Jahre – vom Schuljahr 1972/73 bis 1978/79 – in der Oberschaffnei untergebracht. Dann wurde die Außenstelle aufgrund zurückgehender Schülerzahlen wieder aufgelöst.

Willi Hungenberg

### *Zum Kriegsende in der Oberschaffnei*

Bekanntlich war die Oberschaffnei während des Dritten Reiches von NS-Gliederungen belegt. Doch auch ein Stadtpolizist namens Funk, der dem Bürgermeister unterstellt war, hatte dorthin manchen dienstlichen Gang zu tun. Er trug wohl eine grüne Uniform, vielleicht in den Tagen nach dem Umsturz auch eine blaue. Jedenfalls hatten die NS-Funktionäre wenige Tage vor der Kapitulation die Oberschaffnei Richtung Allgäu verlassen, und die französischen Soldaten besetzten nach ihrem Einmarsch das Gebäude. Doch auch zu diesen neuen Herren hatte der Stadtpolizist wenige Tage nach deren

Beschlagnahme des Hauses einen Dienstgang zu erledigen. Als er die Wachstube gleich rechts neben dem Eingang betrat, wo sich nun eine Gruppe französischer Soldaten aufhielt, nahm er wie gewohnt diensteifrig Haltung an, schlug die Hacken zusammen und grüßte mit erhobenem rechtem Arm, eben so, wie er bisher zu grüßen hatte. Doch ehe er angesichts der französischen Trikolore, die statt der Hakenkreuzfahne nun in dem Raum hing, selber sein Missgeschick erkannte, hatten ihn die Franzosen schon verdroschen. Offensichtlich war er von da an „umerzogen“, denn von einem weiteren falschen Gruß und einer darauf folgenden Prügelei war nicht mehr die Rede.

mündlich überliefert und nacherzählt von Johannes Lang



### Ein kurzer, erinnerungsreicher Abendspaziergang vom Ehinger Marktplatz aus in die Schulgasse 21 im Juli 2016

Keine Menschenseele ist heute hier nach diesem heißen Sommertag unterwegs. Im sanftgelben, späten Abendsonnenschein leben die verlassenenen, dicken Mauern des ehemaligen Urspringer Hofes auf. Errichtet wurde der große Bau 1687, der über ein Jahrhundert später – wohl seiner neuen Funktion entsprechend – die Oberschaffnei genannt wurde. Die Oberschaffnei im Restaurierungsprozess zeigt mir neuen Lebenswillen. Sie beginnt mir manches von ihrer alten und neuen Geschichte zu berichten.

Ihre breiten, schweren Eichentüren mit den starken, alten, eisernen Beschlägen sind jetzt fest verschlossen. Den Eingang an der Rückseite ließen die Bauarbeiter offen, und über eine sehr provisorische Bretterbrücke gelange ich in den breiten Eingangsflur. Nach sehr langer Zeit erlebe ich die wohlthuende Ausgeglichenheit, die das gleichmäßige, geschwungene, sandsteinfarbige Deckengewölbe dem eintretenden Besucher bietet. Mir kommen Goethes Verse in den Sinn: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ (Faust I)

In Gedanken erlebe ich mein unzählbares Auf und Ab, die breiten, flachen Sandsteinstufen hoch- und hinuntereilend. Auch die Urspringer Benediktinerinnen sehe ich hier noch, sie gehen mit ihren dunklen Gewändern durchs schützende Sandsteintor, dann den Gänsberg hinunter, sie steigen die steile Treppe am Michaelsbrunnen hoch in die nahe Stadtpfarrkirche zum Gebet. Ich wende mich nun wieder dem hinteren Ausgang in der umgekehrten Richtung zu, und jetzt geht mein Blick zur Stadtmauer mit dem ehemals weitläufigen Garten davor. Die letzten mir bekannten Hausmeisterehepaare brachten dieses gesegnete Stück Land, mitten in der Stadt, zum Blühen und zum Ernten. An der warmen Hauswand spielten oft viele kleine Puppenmütter.

Das Interesse an den Romanen des bekannten Kölner Literaturpreisträgers und oft hart kritisierten Nobelpreisträgers Heinrich Böll führten mich im März 1974 in die öffentliche Stadtbücherei Ehingens. Lobende und vernichtende Urteile über den bekannten Nachkriegsschriftsteller wollte ich prüfen. Meine vielbelesene Großmutter fand, dass er ein „frivoler Bursche“ sei, und der bekannte Ulmer Professor, der Neurologe Kornhuber, verlangte, dass u.a. Schriftstellern auch alle Veröffentlichungen von Heinrich Böll aus der Studentenbibliothek Ulms entfernt werden müssten.

Ich besuchte also im März 1974 die seit dem Ende der 40er Jahre in der Oberschaffnei untergebrachte Bücherei. Es kam zu einer sehr freundlichen Begegnung mit Frau Fröhlich, die dort seit 9 Jahren die Freihandbibliothek betreute. Sorgfältig schonend eingebunden konnte ich mit dem Nobelpreisträgerbuch nach Hause gehen. Da ich mich seitdem öfters in der Oberschaffnei-Bücherei aufhielt, mich als literaturkundig gezeigt hatte und ausgebildete Verlagsbuchhändlerin war, vertrat ich Frau Fröhlich öfters kurzfristig. Als sie die Büchereileitung endgültig aufgab, bewarb ich mich für die frei gewordene Stelle als neue Leiterin. Nach 18, ausschließlich der Familie gewidmeten Jahren, wollte ich mich wieder in meinem beruflichen Umfeld engagieren und konnte 1974 die Stadtbüchereileitung übernehmen.

Der nun wiedererlangte intensivere Kontakt mit Büchern und Lesern und den damit verbundenen verwaltungstechnischen Aufgaben machte mir Freude: Besucherzahlen und Ausleihen stiegen kontinuierlich, was eine ständige Buchbestandserweiterung notwendig machte. Von 5000 Büchern konnte der Bestand auf 14500 erweitert werden, und die oft von ganzen Familien genutzten Leseausweise von etwa 1000 eingetragenen Lesern auf weit über 4200 gesteigert werden. Viele neue Besucher stellten sich in der Oberschaffnei ein. Die ausgedehnte Öffentlichkeitsarbeit zeigte Erfolge. Um der nachlassenden Leselust von

Jugendlichen und Kindern gegenzusteuern wurden besonders ausgewählte Jugend- und Kinderbuchautoren zu Lesungen eingeladen. Es kamen z.B. Josef Guggenmos mit seinen vielen Reimen, Boy Lornsen, Irina Korschunow, Paul Maar und Helme Heine in die immer enger werdende Bücherwelt der Oberschaffnei. Dort kamen, auf Packpapier schnell skizziert, auch Paul Maars struweliges Sams und Helme Heines Tierwelt zum Vorschein, dessen gesungene Verse von der großen Kinderschar begeistert und lautstark wiederholt durch die alten Mauern in alle Stockwerke der Oberschaffnei drangen: „Alle Kinder, groß und klein, wollen heute glücklich sein.“ Glücklicherweise gab es eine Schar von Schülerleseratten, die regelmäßig zu den Ausleihzeiten zur Stelle waren und ohne Aufforderung mithalfen, die Bücherordnung bei zu viel Besucherandrang aufrecht zu halten.

Einen großen Fortschritt gab es, als für die Öffnungszeiten der Bibliothek eine Zweitkraft eingestellt werden konnte: Frau Alheide Kleifeld aus Öpfingen verbesserte mit großer Geschicklichkeit und ihrer Intelligenz den Bücherbetrieb. Es waren auch mehr und mehr neue Aufgaben zu erledigen. Als der größten öffentlichen Bücherei im Alb-Donau-Kreis sollten die steigende Anzahl der Gastarbeiter und besonders deren Kinder viel Lesematerial bekommen, und man besorgte die erforderlichen zweisprachigen



Archiv Feger



Archiv Feger

Texte. Dazu wurden die Schulklassenführungen an Vormittagen immer zahlreicher. Auch besonders empfehlenswerte Bücher für Jugendliche und Kinder mussten zusammengestellt und die Listen dazu geschrieben und gedruckt werden. Die Leser und Ausleihverbuchung, auch die Katalogisierung der neuen Bücher wurden so sorgfältig wie möglich handschriftlich oder mit Ungetümen von Schreibmaschinen erledigt.

Eine Sorge wurde immer größer – als die Lesung der Jugendbuchautorin Irmgard Lucht von mehr als 100 Personen besucht wurde, fürchtete man, die Tragfähigkeit der alten Böden könnte Besucher und Regale voller Bücher nicht verkraften. Der riesige Öfen als Wärmequelle im Bücherparadies wurde zum Problem, als er eine umfangreiche Rußwolke ausstieß und seine schwarzen, fettigen Flocken auf alle Regale verteilte. Damit kamen immer mehr Planungen für

einen geeigneteren Platz für die Bücherei der Großen Kreisstadt in den Vordergrund. Die Wirklichkeit – mit dem zwar sehr anstrengenden Umzug aus der alten Oberschaffnei in das eigene Büchereigebäude, erweiterungsfähig und bibliotheksgerecht und von innen und außen äußerst ansprechend, das nun in der Oberen Hauptstraße 32 ein Schmuckstück ist.

Damit geht mein im Vergleich zum Alter des würdigen Oberschaffneigebäudes fast unbedeutender Geschichtsabschnitt zu Ende. Ich freue mich auf das neue Erwachen im ersten Bürgerhaus der Stadt Ebingen und schließe mit dem Zitat von Goethe: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“

Roswitha Balensiefen

### Kinderschutzbund Ebingen – die Jahre in der Oberschaffnei

Seit dem Ende der Siebziger Jahre besuchten wir, eine kleine Gruppe Frauen aus Ebingen, türkische Familien in ihren Wohnungen; wir waren ausgerüstet mit Spiel- und Bastelsachen und hatten unsere Kinder im Schlepptau. In den türkischen Familien spielten, bastelten und sangen wir mit den Kindern und auch mit den interessierten Müttern. Nur: es kamen immer mehr Kinder, auch aus Nachbarhäusern; es fehlte uns einfach an Platz. Eine Lösung musste her.

Wir schlossen uns dem Ulmer Kinderschutzbund an und suchten, unterstützt von der damaligen Gemeinderätin Gerlind Eickhoff, das Gespräch mit dem damaligen Ehinger Oberbürgermeister Wilfried Henger. Die Stadt Ebingen renovierte für uns daraufhin zwei leerstehende Räume im Erdgeschoss der Oberschaffnei und stellte sie dem Ehinger Kinderschutzbund freundlicherweise kostenlos zur Verfügung. Von der Stadtverwaltung kamen ausgemusterte Tische und Stühle aus Kindergärten und Schulen; Mitglieder stifteten zwei Schränke und Regale für Spielsachen. 1981 konnten wir Einladungen, in mehreren Sprachen, an Ehinger Kinder verteilen.

Jeden Nachmittag von Montag bis Freitag boten nun hoch motiviert und unbezahlt arbeitende Frauen in

der „Spielstube“ gemeinsames Spielen, Basteln und Singen an – bald auch Hausaufgabenbetreuung. An manchen Tagen hatten wir bis zu 30 Kindern – inklusive Kleinkindern mit Windelhosen, und das ohne Wasser im Raum. Zum Abschluss jeden Nachmittags setzte man sich zusammen, um Tee zu trinken und zu singen. Dieses „Ritual“ wird bis zum heutigen Tag beibehalten. Wir Frauen und Kinder freuten uns über eine in jedem Herbst gespendete Kiste Äpfel und über gespendete Spiele. In den Wintern befreundeten wir uns mit den beiden Öfen.

Im Laufe der Zeit wurden unsere Aufgaben noch umfangreicher. Ab 1991 kamen viele russlanddeutsche Familien nach Ebingen; die Erwachsenen erhielten in einem Obergeschoss der Oberschaffnei Deutsch-Unterricht; wir betreuten nun deren nicht-schulpflichtige Kinder jeden Vormittag unter der Woche in den Erdgeschossräumen, damit beide Elternteile den VHS-Deutsch-Kurs besuchen konnten.

Zu dieser Zeit hatte sich bereits länger ein monatlicher Kleidermarkt etabliert. Jedes Mal wurden für diesen Markt unzählige Bananenkisten mit Kleidern aus dem Keller und sogar vom Dachboden des Hauses in die beiden KiBu-Räume geschleppt und danach auch wieder zurückgeräumt. Viele einheimische und ausländische Familien fanden hier günstig Bekleidung.



Archiv Feger



Archiv Feger

Im Jahreslauf wurden Feste und Ausflüge veranstaltet, die gut ankamen. Ein Ausflug beispielsweise führte bis in den Augsburger Zoo.

Infolge des guten Kontakts zu den Eltern „unserer“ Kinder wurden die Mitarbeiterinnen immer wieder um Hilfe bei Behördengängen und anderen Problemen gebeten. Die Mitarbeiterinnen erfuhren von Problemen der Kinder bei Trennung und Scheidung ihrer Eltern; plötzlich sollten die Kinder ihren Papa nicht mehr sehen, weil die Mama das alleinige Sorgerecht hatte und den Kontakt des Kindes zum Vater verhindern wollte. Weil aber Kinder den Kontakt zu beiden Elternteilen brauchen, ließen sich einige Betreuerinnen Anfang der Neunziger Jahre ausbilden, um in den KiBu-Räumen „betreuten Umgang“ anzubieten. Bei dieser Art von Kontakt kann der nicht sorgeberechtigte Elternteil mit seinem Kind an einem neutralen Ort zusammen sein, mit dem Kind reden und spielen. Er ist dabei mit dem Kind nicht allein; immer ist eine Betreuerin dabei. Diese Aufgabe nehmen die Mitarbeiterinnen des Ehinger Kinderschutzbundes nun seit über zwanzig Jahren wahr.

Viele glückliche, harmonische Jahre verbrachten wir in unserer „Spielstube“, aber es war doch auch recht eng. Die Stadtverwaltung plante für die Oberschaffnei eine große Renovierung und stellte im Jahr 1996 dem Kinderschutzbund im Erdgeschoss des Alten Konvikts schönere und größere Räume zur Verfügung. Dort bieten wir seitdem auch Hausaufgabenhilfe und – dank einer Küche – auch manchmal gemeinsames Kochen an.

Ein schönes Erlebnis hatten die Verfasserinnen dieser Erinnerungen im Sommer 2016: Auf der Straße sprach uns ein Papa mit Kindern an; er war vor Jahrzehnten eines unserer türkischen Spielstubenkinder gewesen; er erinnerte sich daran, dass er bei uns das erste Lied seines Lebens lernte; heute singt er als Papa seinen Kindern gern „Ich bin der dicke Brummbär“ vor.

Uli Feger, Brigitte Scheins

### *Musik und der Charme alter Mauern*

Die Oberschaffnei ist neben meinem Elternhaus wohl das Gebäude, das ich in Ehingen über den längsten Zeitraum regelmäßig betreten habe – länger als die Grundschule im Längelfeld und auch länger als das Gymnasium – und zwar als Musikschülerin.

Begonnen hat diese Zeit um 1980 mit der so genannten Musikalischen Früherziehung bei Frau Beck. Wir sangen Melodien, klatschten Rhythmen und schlugen mit Holzklöppeln auf die Metallplättchen unserer Glockenspiele. Farbige in großen Notensystemen dargestellte Töne waren den ebenfalls farbigen markierten Klangplättchen auf unseren Glockenspielen zuzuordnen. Sehr beeindruckt war ich aber vor allem von den viel größeren Xylophonen, die nur selten benutzt wurden. Man stellte sie auf den Boden und kniete sich dahinter; die Schlegel waren größer als Kochlöffel, mit Baumwolle oder Filz gepolstert, und beim Anschlagen der hölzernen Klangplatten ertönte ein warmer, ruhiger Klang – viel wohliger, als das metallische Scheppern unserer kleinen Glockenspiele, das in den Ohren wehtat, vor allem wenn alle Drei- bis Fünfjährigen der etwa zehnköpfigen Gruppe gleichzeitig auf ihre Instrumente klopfen. Stattgefunden hat dieser Unterricht im zweiten Obergeschoss der Oberschaffnei. Der Raum war groß und hell, er hatte zwei Fenster zur Schulgasse und drei in Richtung Gewerbeschule und Zitronengässle.

Im selben Raum fand ein Jahr später auch der Blockflötenunterricht statt, den wir ebenfalls in einer Gruppe von etwa acht bis zehn Kindern bei Frau Beck hatten. Eine sehr breite, hölzerne Treppe mit recht niedrigen Stufen, die laut knarrten, führte dort hinauf. Auch die Tür zu unserem Flötenzimmer war übermäßig breit im Vergleich zu denen, die ich aus dem 1970er-Jahre-Bungalow kannte, in dem ich aufgewachsen bin, und sie schloss nicht richtig – so wie auch alle weiteren Türen zu den anderen Unterrichtsräumen in dem breiten Flur. Aus den Räumen tönnten die unterschiedlichen Instrumente: Posaunen bei Herrn Nittka, Klavier bei Herrn Buntz. In der Luft lag der Geruch von Bohnerwachs auf Holzböden und Linoleum.

Als ich sechs Jahre alt war und in die Schule kam, begann auch in der Musikschule eine neue Phase. Ich sollte nun Geige spielen lernen, und das fand nicht mehr in einer Gruppe statt, sondern im Einzelunterricht. Mein erster Lehrer hieß Herr Speck; er blieb nur ein bis zwei Jahre, aber trotzdem erinnere ich mich an seine damals wohl modischen Strickpullis, Schlaghosen und den Bart mit extrem breiten Koteletten. Ihm folgte Frau Tappe nach, die später Frau Schmiedel hieß. Sie sprach ganz klares und vornehmes Hochdeutsch und stammte aus der Nähe von Wilhelmshaven, wo ich damals auch zwei Brieffreundinnen hatte, die beide ebenfalls Geige spielten.



Der Geigenraum war im Erdgeschoss gelegen, und zwar ganz hinten rechts. Nachdem ich das große, schwere Eingangstor aufbekommen hatte – das ging nur mit Dranlehnen – führte mein Weg über beeindruckend große und unebene Steinplatten nach hinten. Diese massiven Platten erweckten so gar nicht den Eindruck, dass man sich schon in einem Innenraum befand. Der Gang war immer kühl und wirkte ohne Tageslicht wenig einladend. Ich wunderte mich außerdem, dass sich dort, am anderen Ende des Mittelflurs, gegenüber des großen Eingangstors zur Schulgasse, noch solch ein großes Tor befand. Wohin es führte, war mir unklar, denn durch die Fenster aus dem Geigenunterrichtszimmer daneben konnte man nur grünes Dickicht erkennen. Logisch also, dass das Tor immer verschlossen war. Überhaupt nahm ich die Oberschaffnei nun ganz anders wahr. Oben, im Flötenzimmer, war alles hell, luftig und geräumig. Das deutlich kleinere Zimmer im Erdgeschoss hingegen wirkte immer dunkel, feucht und etwas muffig. Vom Boden kroch im Winter die Kälte hoch, die zwei Nachtspeicheröfen unter den Fenstern waren zwar heiß, aber der Raum doch oft kühl. Mein erster Geigenlehrer, Herr Speck, hat die Luftfeuchtigkeit gemessen und hin und wieder ein Entfeuchtungsgerät aufgestellt. Und Frau Tappe trug meistens Pulswärmer oder auch Fingerhandschuhe ohne Kuppen, um ihre Hände warm und die Finger geläufig zu halten. Ebenfalls im Erdgeschoss, etwa gegenüber der Treppe, befand sich ein weiterer großer Raum. Das war der Vorspielraum – groß, langgestreckt, mit

einem Gewölbe, Publikumsbestuhlung und einer bühnenartigen Erhöhung. Dort gaben wir halbjährlich ein Klassenkonzert und spielten allein, zu zweit oder in Gruppen unsere lange zuvor einstudierten Stücke. Alle Geigenschüler versammelten sich dann zuerst im eigentlichen Unterrichtszimmer, packten ihre Instrumente aus, und festlich gekleidet setzten wir uns in die vorderste Reihe, wo wir etwas aufgeregt auf unseren Auftritt warteten. Später, als die Lindenhalle gebaut war, fanden diese Klassenvorspiele dort im Kleinen Saal statt.

Und schließlich erinnere ich mich auch noch ganz gut an die hellgelbe Fassade mit den Quadersteinen an den Ecken und dem wegen Feuchtigkeit abblätternden Putz. Denn vor dieser Fassade stand ich mit meiner Geige oft sehr lange und wartete auf meinen Vater, der mich abholen sollte, aber so vielen Aktivitäten nachging, dass er fast immer zu spät kam – oder es darüber vielleicht auch vergessen hatte?

Über meine gesamte Schulzeit hinweg war der Charme der Oberschaffnei für mich etwas Besonderes.

Gundula Lang

### Musikunterricht

Zum Ende meiner Studienzeit wurde ich im Juli 1995 zu einem Vorstellungsgespräch in die Oberschaffnei Ehingen eingeladen. An einem warmen Sommertag betrat ich das alte Gemäuer, es war schön kühl und den Geruch nach feuchter Kälte und Stein habe ich noch heute in der Nase. Es ging die knarrenden Treppen hoch in den ersten Stock. Kurze Zeit später war klar, dass ich nach den Sommerferien als Lehrkraft in den Fächern Musikgarten, Musikalische Früherziehung und Akkordeon in der Oberschaffnei unterrichten würde. In der Sommerzeit war es im Unterrichtsraum äußerst angenehm, denn die dicken Mauern ließen die Wärme von draußen auch draußen. Nachdem der Herbst vorüber ging und der Winter sich ankündigte, schmiss der Hausmeister den Öfen an. War der Ofen erst einmal in Betrieb, lief er auf Hochtouren – unermüdlich. Im Musikunterricht mit Kleinkindern ist das Thema „Bewegung“ Programm und so sparte ich mir so manche Stunde im Fitnessstudio – denn selbst im Winter lief der Schweiß im überheizten Unterrichtsraum gratis. Unvergessen bleibt auch der Startschuss zum ersten Ehinger Musiksommer. Die Erfolgsgeschichte des Ehinger Musiksommers begann im Jahre 1996. 1000 Jahre Österreich war der Anlass für die Stadt Ehingen, die selbst zum ehemaligen Vorderösterreich gehörte, u. a. mit Komponisten, Interpreten und Gästen aus

dem Nachbarland gemeinsam einen Musiksommer zu gestalten. Eine der Aufführungsstätten war die Oberschaffnei, in der die erste Ehinger Musiknacht mit Weinlaube und Schrammelmusik stattfand. Im Jahr 2000 stand der Umzug in das frisch restaurierte und renovierte Kulturzentrum Franziskanerkloster an. Es war nicht schwierig, sich an intakte Heizungen und funktionierende Klospülungen zu gewöhnen. Trotz allem bleibt mir die Zeit in der Oberschaffnei unvergessen, begann dort doch meine gemeinsame Musikschulzeit mit vielen tollen Kindern, Eltern und einem netten Musikschulkollegium!

Sabine Kruspel  
Lehrerin an der  
Musikschule der Stadt Ehingen



*In der Oberschaffnei waren einstens Klassen der Michel-Buck-Schule ausgelagert, und auch die Musikschule war dort beheimatet. Sogar die Hermann-Gmeiner-Schule fand 2007 für einige Wochen Unterschlupf.*

### ... und plötzlich wieder Schulhaus

Wenn die Oberschaffnei erzählen könnte, würden wir vermutlich staunen. Denn in der Oberschaffnei waren einstens Klassen der Michel-Buck-Schule ausgelagert, und auch die Musikschule war dort beheimatet. Sogar die Hermann-Gmeiner-Schule fand 2007 für einige Wochen „Unterschlupf“ in der Oberschaffnei. Davon handelt mein Bericht.

Am 28. November 2007 brach im Keller der Hermann-Gmeiner-Schule aus ungeklärter Ursache ein Brand aus. Wie durch ein Wunder kam niemand zu Schaden, aber das Gebäude musste umfassend saniert und deswegen vollständig geräumt werden. Da war guter Rat teuer!

Die Sanierung begann, und der Umzug ging zügig voran. Wo kann man eine ganze Schule auf die Schnelle unterbringen? Der damalige Leiter des Kultur- und Sportamtes, organisierte bereits am 1. Dezember, dass die Hermann-Gmeiner-Schule mit sprichwörtlich „Sack und Pack“ umziehen konnte: Tische, Stühle, Regale, Bücher, Lehr- und Lernmittel – alles musste mit. Zum Glück standen uns die Mitarbeiter des Bauhofes tatkräftig zur Seite. Bereits am 4. Dezember konnte wieder mit dem regulären Unterricht begonnen werden. Wir fühlten uns in dem alten, unsanierten Gebäude sofort wohl. Die Kinder fanden es spannend, dieses

Gebäude zu erkunden. Am meisten Sorge bereiteten uns Lehrkräften während der Zeit in der Oberschaffnei die Öfen. Man konnte sie leicht hochdrehen... Für die Lehrkräfte bedeutete dies, dass sie verstärkt Kontrollen durchführen mussten. Für die Schüler bedeutete es, den Reiz des Verbotenen auszuprobieren.

Wir verbrachten die gesamte Adventszeit mit allen Feiern und Aktionen in der Oberschaffnei. Der Nikolaus kam zu uns und wollte von Kindern und Lehrkräften genau wissen, wie es unserer „neuen Schule“ geht. Wir haben die Zeit mitten in der Stadt sehr genossen. Der Kontakt zur Magdalena-Neff-Schule, die zu diesem Zeitpunkt noch im Nachbargebäude war, wurde intensiviert, zu gegenseitigen Besuchen und zum fachlichen Austausch genutzt.

Am 16. Januar konnten wir wieder zurück in die Hermann-Gmeiner-Schule. Sogar das Regionalfernsehen hat dies zum Anlass genommen, einen Bericht über unsere Schule zu senden. Ein Schüler fragte mich kurz vor dem Abschied von der Oberschaffnei, ob wir nicht eine Woche in der Oberschaffnei und eine Woche in der Hermann-Gmeiner-Schule sein könnten? Das sprach wohl für sich.

Ursula Mittag



#### Impressum

Herausgeber: Stadt Ebingen (Donau)  
Geschäftsstelle Lokale Agenda Ebingen  
Marktplatz 1  
89584 Ebingen (Donau)  
Telefon 07391/503-146  
info@lokale-agenda-ehingen.de

Fotos: Stadt Ebingen  
Andrea Kuch  
Archiv Feger  
Privatfotos

Gestaltung: Rogge Werbeagentur, Ebingen

Druck: Le Roux, Erbach

Auflage: 800 Stück, September 2016